

Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus

Robert Bosch Stiftung GmbH

Evaluation - Studie 3

**Wissenschaftsjournalismus
und
Wissenschaftskommunikation
in Deutschland**

**Einschätzungen und Beurteilungen
in Gesprächen
mit Expertinnen und Experten**

Arbeitsgruppe für Kommunikationsforschung & -beratung (AGK) Zürich
Venusstrasse 27, CH-8050 Zürich, (Tel) 0041'1'3116173 (Fax) 0041'1'3125016
(E-Mail) agk@dial.eunet.ch

Zürich, Berlin 1998

Freie Universität Berlin, Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
Arbeitsgebiet Wissenschaftsjournalismus

Überblick:

| | | |
|-----------|---|----|
| 1. | Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse | 3 |
| 2. | Zur aktuellen Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland | |
| 2.1. | Quantitative Bestandesaufnahme | 6 |
| 2.2. | Qualitative Bestandesaufnahme | 12 |
| 3. | Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus | 18 |
| Anhang 1: | Anmerkungen zu den Gesprächen | 23 |
| Anhang 2: | Protokolle der Gespräche | 25 |

1. Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse

Gespräche und Fragen. In 35 Gesprächen wurden (1) die aktuelle Lage von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation in Deutschland; (2) die Einschätzung des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus der Robert-Bosch-Stiftung GmbH; (3) die Frage, was muss in Zukunft getan werden, soll die Lage des Wissenschaftsjournalismus - wenn überhaupt - verbessert werden, erörtert.

Gesprächspartner/innen. Gesprächspartnerinnen waren acht Frauen und 28 Männer. Zwei Gesprächspartner/innen arbeiten in der Exekutive auf Bundes- und Landesebene, vier Gesprächspartner/innen können dem Bereich "Public Understanding of Science" zugerechnet werden, vier Gesprächspartner/innen sind Publizistikwissenschaftler/innen, zwei Gesprächspartner/innen arbeiten im Bereich der medizinischen und naturwissenschaftlichen Spitzenforschung, fünf Gesprächspartner/innen arbeiten in der Wissenschaftskommunikation forschungsintensiver deutscher Grossunternehmen, vier Gesprächspartner/innen vertreten renommierte Wissenschaftsstiftungen und Organisationen der wissenschaftlichen Forschung, drei Gesprächspartner/innen arbeiten als Freie Wissenschaftsjournalisten/innen, vier Gesprächspartner/innen tragen Verantwortung für Ressorts Wissenschaft - vor allem im Hörfunk - und für wissenschaftliche Informationsdienste, und schliesslich tragen sieben der Gesprächspartner/innen aktuell Verantwortung für die Wissenschaftsberichterstattung führender deutscher Tages- und Wochenzeitungen und Magazine.

Mit sechs weiteren Gesprächspartner/innen waren Gespräche vorgesehen. Sie konnten nicht vereinbart werden. Die Angesprochenen machten vor allem Gründe besonderer terminlicher Belastungen geltend.

Die wichtigsten Ergebnisse

Mehr oder weniger Wissenschaftsjournalismus in den publizistischen Medien? Methodisch gesicherte und über die Zeit hinweg vergleichbare Ergebnisse zur Wissenschaftsberichterstattung in publizistischen Medien liegen nicht vor. Die Einschätzungen der Lage stimmen zum Teil überein, schliessen sich aber auch gegenseitig aus.

Die Gesprächspartner/innen befanden übereinstimmend: Wissenschaftsberichterstattung in renommierten überregionalen Tageszeitungen ist ausgebaut und qualitativ verbessert worden. Neue wöchentlich erscheinende Publikationen haben sich mit ausgebauter Wissenschaftsberichterstattung profiliert. Die Lage bei der Deutschen Presse-Agentur dpa ist prekär. Erst wenn bei dpa viele Wissenschaftsjournalisten/innen arbeiten, kann von einer grundsätzlichen Verbesserung der Situation des Wissenschaftsjournalismus gesprochen werden. Die Bedeutung der Wissenschaftsberichterstattung im Hörfunk ist im Rahmen neuer Formate deutlich zurückgestuft worden. Im privaten Rundfunk gibt es keine relevante Wissenschaftsberichterstattung - zumin-

dest nicht unter dem Etikett Wissenschaftsberichterstattung. Der öffentlich rechtliche Rundfunk versäumt es, sich im Wettbewerb mittels Wissenschaftsberichterstattung zu profilieren.

Die Gesprächspartner/innen äusserten entgegengesetzte Ansichten darüber, ob die auflagenstarken regionalen Tageszeitungen Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut haben. In den Redaktionen sind kaum neue Planstellen geschaffen worden. In absehbarer Zeit werden auch kaum weitere Planstellen eingerichtet.

Wissenschaftsjournalistische Angebote sind selbstverständlich geworden. Wissenschaftsjournalistische Angebote gehören heute zum täglichen Angebot der publizistischen Medien. Sie sind selbstverständlich geworden. Alles in allem genommen ist die Lage des Wissenschaftsjournalismus auf erfreulichem Niveau stabilisiert.

Keine Massenpublika für Wissenschaftsberichte. Wissenschaftsberichterstattung kann nur kleine, "feine" Zielgruppen wirklich interessieren. Die an Wissenschaftsberichterstattung Interessierten geben keine Massenpublika ab. Es ist ein frommer Wunsch, zu glauben, alle Bürger/innen könnten für Wissenschaftsberichterstattung interessiert werden.

Wer sich informieren will, findet Wissenschaftsinformation. Wer sich heute über neuere wissenschaftliche Befunde aus den Naturwissenschaften und aus der Medizin informieren will, kann dies anhand der Wissenschaftsberichterstattung der publizistischen Medien ohne weiteres tun.

Wissenschaftsjournalismus gelingt heute in ansprechender Qualität. Wissenschaftsberichterstattung ist qualitativ besser, also zugänglicher, vielfältiger, verständlicher und präziser geworden.

Wissenschaftsberichterstattung ist in der Hauptsache - nach wie vor - Berichterstattung über Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften, Medizin und Technologien.

Die Tendenz ist heute ausgeprägt, service-orientierte, nutzen-orientierte, verbraucherorientierte Gesichtspunkte in den Vordergrund der Berichterstattung zu stellen.

Recherche-Infrastrukturen im Wissenschaftsjournalismus sind heute modern entwickelt. Die Möglichkeiten zur Recherche sind besser geworden.

Die heutigen Wissenschaftsjournalisten/innen, insbesondere die Stipendiaten/innen des Förderprogramms, sind wissenschaftlich **und** journalistisch qualifiziert.

Die Gesprächspartner/innen äusserten entgegengesetzte Ansichten, ob Wissenschaftsberichterstattung heute in die redaktionelle Gesamtberichterstattung integriert ist. Die mangelnde Qualität der Wissenschaftsberichterstattung in den politischen, wirtschaftlichen, lokalen, und anderen Teilen der Berichterstattung wird beklagt. Leser/innen klassischer Wissenschaftsberichterstattung empfinden möglicherweise erhebliche Qualitätseinbussen.

Wissenschaftsberichterstattung unterliegt - wie alle journalistische Berichterstattung - aktuell der Tendenz zur Verkürzung und zum Infotainment.

Die Präsentation aktueller Meldungen und neuer Befunde, die faktische Darstellung gelingt in ansprechender Qualität. Hingegen gelingt es nicht, Fakten und Einzelheiten in den relevanten wissenschaftlichen Kontext einzubetten. Ebenso gelingt es nur bedingt, die Konsequenzen aufzuzeigen, die mit den engeren und rückbezüglichen Verknüpfungen von Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Kontexten - Wirtschaft, Politik, Kultur - angelegt sind.

Wissenschaftsjournalismus ist auf gute "Quellen" angewiesen. Wissenschaftskommunikative Zulieferungen von Nachrichten und Materialien an die Wissenschaftsjournalisten/innen können verbessert werden. Dies betrifft einerseits die Nachrichtenagenturen, die der Wissenschaftsberichterstattung zu wenig Bedeutung beimessen. Dies betrifft andererseits die Leistungen mancher Pressestellen, die stärker "Spreu von Weizen" unterscheiden sollten.

Wissenschaftler/innen müssen sich das heute erforderliche know how in öffentlicher Kommunikation dringend aneignen.

Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus: Zur Fortsetzung und Nachahmung empfohlen. Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus wurde von allen Gesprächspartner/innen für gut befunden und hoch gelobt. Die Erfolgsgeschichte des Programms sollte den wissenschaftlich tätigen natürlichen und juristischen Personen bekanntgemacht und dringend zur Nachahmung empfohlen werden.

Das Förderprogramm setzte Qualitätsstandards im Wissenschaftsjournalismus. Das Förderprogramm eröffnete den Weg in den Wissenschaftsjournalismus. Das Förderprogramm stellte eine ausreichende Zahl hochqualifizierter Wissenschaftsjournalisten/innen bereit. Wichtige Planstellen im Wissenschaftsjournalismus sind heute mit Stipendiaten/innen besetzt. Allerdings gelang es nicht, die Zahl der Planstellen in den Redaktionen publizistischer Medien signifikant zu erhöhen.

Das Förderprogramm dosierte die richtige Mischung zwischen fachlich wissenschaftlicher und journalistischer Kompetenz. Allenfalls hätte die journalistische Kompetenz noch stärker gewichtet werden können. Das Förderprogramm stimulierte neues Interesse an der Ausbildung und an Fragen der Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten/innen.

Das Förderprogramm richtete ein Forum zur fortgesetzten Diskussion zwischen Wissenschaftsjournalisten/innen und Publizistikwissenschaftler/innen ein. Das Förderprogramm trug zur weiteren Etablierung von Wissenschaftsjournalismus als Gegenstand von Forschung, Lehre und Ausbildung an den publizistik- und kommunikationswissenschaftlichen Instituten der Universitäten bei.

Das Förderprogramm hat Wissenschaftsjournalismus auf die gesellschaftliche Agenda gesetzt und wesentliche Impulse zur Auseinandersetzung mit dem Problem vermittelt.

Das mit dem Förderprogramm angelegte Potential kann kaum mehr zurückgebunden werden. Die Vernetzung unter den Stipendiaten/innen bedarf allerdings der weiteren Pflege. Das hohe

Engagement der Stipendiaten/innen sollte in Zukunft nicht einfach vernachlässigt oder gar verspielt werden.

2. Zur aktuellen Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland

2.1. Quantitative Bestandesaufnahme

Kein aktuelles, methodisch gesichertes Wissen zur Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland. Über die Lage der Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien wurden weitgehend übereinstimmende bis sich gegenseitig ausschliessende Ansichten formuliert. Festgestellt wurde, dass es keine methodisch gesicherte und aktuelle Bestandesaufnahme gibt. Die Gesprächspartner/innen betonten, dass sie persönliche Ansichten äusserten, dass sie individuell von der "Medien-Landschaft Wissenschaftsberichterstattung" nur einzelne "Regionen" genauer kennen. Die methodisch gesicherte publizistikwissenschaftliche Longitudinalstudie fehlt. Sie muss jetzt endlich gestartet werden.

Weitgehende Übereinstimmungen unter den Gesprächspartner/innen. Vor diesem Hintergrund stimmte allerdings die grosse Mehrheit der Gesprächspartner/innen, sowohl hinsichtlich weitgehend übereinstimmend präsentierter Fakten als auch hinsichtlich weitgehend übereinstimmenden Bewertungen der Fakten, in folgenden Punkten überein:

Die Wissenschaftsberichterstattung in den überregionalen Tageszeitungen "Süddeutsche Zeitung", "Frankfurter Allgemeine Zeitung", "Die Welt" ist ausgebaut und qualitativ verbessert worden. Dieser Befund trifft auch für "Die Zeit" zu. "Die Woche" und "Focus" haben sich neu etabliert und mit ausgebauter Wissenschaftsberichterstattung profiliert. Die Lage bei dpa ist zu beklagen. Hinsichtlich der auflagenstarken Regionalzeitungen wurde gegensätzlich argumentiert und bewertet. Vergleichbar gegensätzliche Argumentationen und Bewertungen prägten die Aussagen der Gesprächspartner/innen zum Rundfunk.

In den Gesprächen bildete sich eine Art gemeinsamer Nenner heraus, der wie folgt beschrieben werden kann: Sicher kann die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht hier und dort weiter verbessert werden. Im einzelnen sind positive und negative Entwicklungen gleichzeitig zu konstatieren. Gleichwohl ist festzustellen, dass die Lage des Wissenschaftsjournalismus auf erfreulichem Niveau stabilisiert ist. Wissenschaftsjournalistische Angebote sind selbstverständlich und täglich erwartbar geworden. Ein umfangreicher Ausbau könnte sich sogar als kontraproduktiv erweisen, da möglicherweise die gehaltvollen wissenschaftsjournalistischen Ereignisse und Themen für eine quantitativ erweiterte Wissenschaftsberichterstattung fehlen. Auch wenn das Interesse vieler Leser/innen, Hörer/innen, Zuschauer/innen an Wissenschaftsberichterstattung ausgewiesen ist, die an Wissenschaftsberichterstattung Interessierten geben keine Massenpublika ab. Sie werden in unterschiedlichen Zusammensetzungen nach unterschiedlichen Themen und Interessen immer kleine, aber "feine"

Publika bleiben. Es ist eine Illusion zu glauben, dass alle Bürger/innen für Wissenschaftsberichterstattung interessiert werden können. Nichtsdestotrotz sind weitere Anstrengungen zu unternehmen, die verschiedensten Leser/innen, Hörer/innen, Zuschauer/innen für Wissenschaftsberichterstattung zu begeistern.

Überregionale Tageszeitungen: Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut. In den überregionalen Tageszeitungen - namentlich "Süddeutsche Zeitung", "Frankfurter Allgemeine Zeitung", "Die Welt" - ist die Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut und thematisch erweitert worden. Allerdings, so merkte ein Gesprächspartner an, kommen die o.a. deutschen Zeitungen im Verhältnis zu den international renommierten Zeitungen ("Neue Zürcher Zeitung", "The International Herald Tribune") mit den Meldungen immer etwas spät.

Auflagenstarke Regionalzeitungen Wissenschaftsjournalismus führt ein Nischen-Dasein. In den auflagenstarken Regionalzeitungen ist die Lage des Wissenschaftsjournalismus - nach Ansicht vieler Gesprächspartner/innen - unverändert. Wissenschaftsjournalismus führt dort weiterhin ein Nischen-Dasein. Wissenschaftsjournalistische Planstellen sind selten. Wissenschaftsjournalistische Kompetenz wird nur in bescheidenem Massstab engagiert. Anspruchsvolle Wissenschaftsberichterstattung ist allerdings - zumindest in einzelnen Fällen - nicht ausgeschlossen. Für eine kontinuierliche Wissenschaftsberichterstattung ist meist ein besonderes persönliches Engagement einzelner Chefredakteure oder Redakteur/innen erforderlich.

Allerdings sind der Chefredakteur einer auflagenstarken regionalen Tageszeitung und Gesprächspartner/innen, die für Wissenschaftsberichterstattung aktuell Verantwortung tragen, der festen Überzeugung, dass in den auflagenstarken regionalen Tageszeitungen Wissenschaftsberichterstattung signifikant ausgebaut, ja um ein Vielfaches seit 1980 gesteigert worden ist. Aber auch diese Gesprächspartner/innen sind der Ansicht, dass ein weiterer Ausbau der Wissenschaftsberichterstattung - aus verschiedenen Gründen - nicht zu erwarten ist. Im Gegenteil: Nachrichten aus der Wissenschaft werden einem härteren Wettbewerb mit anderen Nachrichten ausgesetzt.

Wochenzeitungen, Politische Magazine, Special-Interest-Publikationen: Wissenschaftsjournalistische Erfolgsgeschichten. Der besondere wissenschaftsjournalistische Fortschritt wird mit den Titeln "Die Woche" und "Focus" verknüpft. "Die Zeit" wird daneben nicht vergessen, auch nicht "Geo" oder "PM". Dies sind wissenschaftsjournalistische Erfolgsgeschichten. Allerdings wurde die Lage für "Bild der Wissenschaft" auch kritisch beurteilt.

Mit Titelgeschichten aus der Wissenschaft werden die Ausgaben sehr gut verkauft. Eine Vielzahl von Wissenschaftsjournalisten/innen wird auf Planstellen beschäftigt, zum Teil sogar so viele, dass Aufträge für Freie Wissenschaftsjournalisten/innen kaum mehr vergeben werden.

Ein Gesprächspartner beurteilt die Situation insgesamt mit einer gewissen Vorsicht. In "Focus" ist viel popularisiert worden, da ist gross ausgebaut worden. Aber: Da ist auch viel Leerlauf, da

wird viel rezykliert, da wird Bekanntes neu aufbereitet, da ist nichts Neues, das man lernen könnte.

Hörfunk: Sendeplätze gestrichen, neue Formate gefragt. In den Gesprächen wurde wiederholt die "unschlagbare" Leistung des Deutschlandfunks herausgestellt. Ansonsten wurde die Situation in den einzelnen Funkhäusern mit grosser Vorsicht und Zurückhaltung beurteilt. Während in einzelnen Programmen hier und dort Wissenschaftsberichterstattung aufgebaut wird, werden in den anderen Programmen lang eingeführte Sendungen abgebaut und insgesamt Sendeplätze gestrichen, wird Sendezeit reduziert. Die finanzielle Ausstattung ist gekürzt worden. Wissenschaftsberichterstattung musste in neue Formate eingepasst werden - ob zum Vorteil oder zum Nachteil steht noch dahin.

Ziehen Gesprächspartner, die über lange Jahre im Hörfunk Verantwortung für Wissenschaftsberichterstattung und Wissenschaftssendungen trugen, heute Bilanz, dann wird mit negativem Ergebnis abgeschlossen. Gerade bei diesen Gesprächspartnern fiel der resignierte Ton in den Gesprächen besonders auf. Wissenschaftsberichterstattung im Hörfunk, das ist heute eine Nische - mit viel Schatten.

Fernsehen: Hang zum Entertainment, weg vom etikettierten Wissenschaftsbericht. Im Bereich des Fernsehens fand vor allem die Entwicklung zu unterhaltenden Formen im engeren Bereich der Wissenschaftsberichterstattung Beachtung. Immer wieder wurde die "Knoff-Hoff-Show" erwähnt, die aber auch als "Gag-Revue", als "Effekt-Hascherei ohne jegliche Vermittlungsbemühung" bezeichnet wurde. Grosse Teile der Wissenschaftsberichterstattung sind heute in den aktuellen Nachrichtensendungen und in den verschiedenen politischen Magazinen - sozusagen ohne Etikette Wissenschaftsjournalismus - integriert. Verschiedentlich wurde erwähnt, dass in den Dritten Programmen die Ressourcen für Wissenschaftsberichterstattung knapper geworden sind. Ebenso fand Erwähnung, dass Wissenschaftssendungen zahlreich wiederholt werden.

Rundfunk: Abhängigkeit von den Quoten. Über die Entwicklung der Wissenschaftsberichterstattung in den Programmen des öffentlich rechtlichen Rundfunks wurde mit einer gewissen Vorsicht, auch Unentschiedenheit gesprochen. Weniger im Hörfunk, aber vor allem im Fernsehen wird "von oben" unverhohlen mit Quoten argumentiert. Sendungen werden von einem Sendeplatz zum nächsten verschoben. Kaum hat eine Wissenschaftssendung an einem Sendeplatz wieder ein Publikum gewonnen, wird dieser Sendeplatz an eine andere Abteilung vergeben. Die Wissenschaftssendung wird an einen neuen, noch "schlechteren" Sendeplatz verschoben. Gewinnt sie auch dort ein Publikum, wird das Spiel erneut gespielt.

Auf einen Unterschied zwischen öffentlich rechtlichen und privaten Programmveranstaltungen wird hingewiesen. Wissenschaftsberichterstattung findet im öffentlich rechtlichen Rundfunk immerhin noch statt. In den privaten Programmen ist Wissenschaftsberichterstattung - zumindest unter diesem Etikett - so gut wie nicht existent. Dies ändert sich dann sofort, wenn Wissen-

schaftsberichterstattung "Quoten produziert". Sendungen zu Themen der Medizin oder Ratgeber-Sendungen sind so durchaus denkbar. Von einzelnen Gesprächspartner/innen aus dem Bereich der Wissenschaftskommunikation wurde der Umstand vermerkt, dass in den öffentlich rechtlichen Rundfunkprogrammen noch immer Wissenschaftsjournalisten/innen als Ansprechpartner/innen gefunden werden können, in den privaten Rundfunkprogrammen sind kaum Ansprechpartner/innen für Nachrichten, Materialien und Themen aus der Wissenschaft zu finden.

Immer wieder wurde die "unverständliche Haltung", die "nicht vorhandene Strategie" der öffentlich rechtlichen Rundfunkmanagements unterstrichen, die auf die Wettbewerbssituationen gerade nicht mit einem Ausbau ihres besonderen Profils Wissenschaftsjournalismus reagierten. Angemerkt wurde, dass in der ARD unter Wissenschaftsjournalisten/innen und Wissenschaftsredaktionen Eifersüchteleien und Eitelkeiten dazu führten, dass gegen den Abbau der Wissenschaftsberichterstattung kein besonderer Widerstand organisiert wurde. Beim ZDF blieben die Zentralredaktionen erhalten.

Könnten wissenschaftsjournalistische Sparten-Programme eine Lösung bieten? Einzelne Gesprächspartner/innen können sich dies vorstellen. Sie verwiesen auf das amerikanische Beispiel "Discovery". Andere Gesprächspartner/innen merkten an, dass Spartenprogramme mehrheitlich nur die ohnehin schon Interessierten ansprechen, das überraschende "Hängenbleiben" an einer Wissenschaftssendung ist kaum mehr möglich. Wird ein Spartenprogramm im Rahmen der ARD eingerichtet, so argumentierte ein Gesprächspartner, wird es sicherlich nur eine Sparte "Kultur" geben, in der dann noch eine Wissenschaftssendung übrig bleibt.

Deutsche Presse-Agentur dpa: zuwenig Wissenschaftsjournalisten/innen. Die Lage bei dpa wurde als "trübes Kapitel" qualifiziert. Die Situation bei der dpa zeigt den wahren Status des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland an, bemerkte ein Gesprächspartner. Erst wenn bei dpa eine Vielzahl von Wissenschaftsjournalisten/innen arbeiten, kann wirklich von einer grundlegenden Verbesserung der Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland gesprochen werden.

Die Meldungen der dpa müssen in der Regel nachrecherchiert werden. Nach den Erfahrungen eines Wissenschaftlers setzt dpa nicht wenige Nachrichten "schräg" in die Welt. Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen übernehmen die Meldungen 1:1. In diesem - günstigen Fall - stehen die Meldungen dann auch "schräg" in den Zeitungen kleiner und mittleren Auflagen. Im schlimmeren Fall werden die Meldungen dort noch redigiert und stehen dann noch "schräger" im Blatt.

Warum ist die Lage so, wie sie ist? Unterschiedliche Einschätzungen durch die Gesprächspartner/innen bedingten unterschiedliche Ansätze der Erklärung.

Gesprächspartner/innen, die meinten, Wissenschaftsberichterstattung ist verstärkt, ausgebaut, erweitert und vielfältiger geworden, trugen wesentlich zwei Argumentationen vor.

(1) Zunächst wurde argumentiert, dass wissenschaftliche Innovationsfähigkeit heute im Standort-Wettbewerb der Regionen und Gesellschaften mitentscheidet. Die gesellschaftliche Entwick-

lung ist von der Produktivkraft Wissenschaft abhängig geworden. Wissenschaft ist als Produktivkraft, als Innovationspotential in das öffentliche Bewusstsein getreten. Zudem provozieren komplexe Strukturen und globale Zusammenhänge einen grösseren Erklärungsbedarf. Viele Probleme haben wissenschaftlich technische Ursachen oder verlangen nach wissenschaftlich technischen Lösungen. Mit anderen Worten: Umwelten, Lebenswelten und Alltag sind ohne Wissenschaft nicht länger denkbar, sind durch wissenschaftlichen Erkenntnisse, durch wissenschaftlich bedingte Produkte und Materialien geprägt. Wissenschaft wird quasi-automatisch fast zum Gegenstand vermehrter journalistischer Berichterstattung. Die Leser/innen, Hörer/innen, Zuschauer/innen fragen Wissenschaftsberichterstattung und wissenschaftlich fundierten Rat nach. Experten/innen müssen für die Berichterstattung befragt werden.

(2) Die zweite Argumentation ging dahin, dass inzwischen deutlich mehr Wissenschaftsjournalisten/innen auf dem Markt sind, die ihr Brot verdienen müssen. Zu dieser Situation hat das Förderprogramm entscheidend beigetragen. Das Förderprogramm hat zur rechten Zeit ausreichend Wissenschaftsjournalist/innen bereitgestellt ("produziert"), die Nachfragen in qualitativ anspruchsvollster Weise befriedigen können. Das Förderprogramm hat einen wissenschaftsjournalistischen Anbietermarkt geschaffen.

Vor diesem Hintergrund stellte sich die Frage, warum Wissenschaftsberichterstattung in den Medienunternehmen im engen Rahmen gehalten wird. Die Ansichten der Gesprächspartner/innen können zu drei Argumentationen zusammengefasst werden.

(1) Die Konkurrenz auf den Medienmärkten um die Werbeeinnahmen ist so hart geworden, die frei verfügbaren Ressourcen sind so wenige geworden, dass offene Spielräume kaum mehr vorhanden sind, geschweige denn genutzt und erprobt werden. Die harten äusseren wirtschaftlichen Bedingungen setzen sich in harten internen Verteilungskämpfen - zwischen den verschiedenen Ressorts zum Beispiel - fort. In diesen Auseinandersetzungen kann Wissenschaftsjournalismus wenig interne Unterstützung mobilisieren. Dies ist die Situation, in der überkommene Aversionen und alte Vorurteile gegen Wissenschaft, Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftsjournalisten/innen opportunistisch und mit Erfolg genutzt werden. Wissenschaft gilt dann als abgehoben und a priori unverständlich. Dem Wissenschaftsjournalismus wird der Status des aktuellen, kritischen, also "richtigen" Journalismus abgesprochen.

(2) Wissenschaftsberichterstattung, so wurde argumentiert, ist eine Sache für kleinere, differenzierte Publika. Wissenschaftsberichterstattung ist kein Angebot für Publikumsmassen. Nur eine Minorität, so formulierte eine Gesprächspartnerin, fragt umfangreich fundierte, in die Details gehende, vielfältige Wissenschaftsberichterstattung aktiv nach. Dieses Publikum wird durch die wissenschaftsjournalistischen Angebote in den überregionalen Tageszeitungen, in den Wochenzeitungen und Magazinen schon ausreichend bedient. Die Gesprächspartner/innen differenzierten Publika entsprechend nach Medien.

(3) Wissenschaftsberichterstattung ist ein Angebot für kleine, fein bestimmte Gruppen, die zum Beispiel für die Bewerbung bestimmter Produkte, Materialien und Dienstleistungen attraktive Ziele abgeben. Verleger und Chefredakteure gehen allerdings mit dieser Situation, dies war ein dritter Argumentationszusammenhang, wenig innovativ und wenig marktorientiert um. Viele sind sich des Lesermarktpotentials von Wissenschaftsjournalismus nicht bewusst.

Verantwortliche Vertreter/innen von neu eingerichteten Wochenzeitungen und Magazinen erklärten die Entscheidung, Wissenschaftsjournalismus in der Berichterstattung einen besonderen Rang einzuräumen, damit, dass die Konkurrenz entscheidende Schwachstellen im Wissenschaftsjournalismus auswies, dass die hochgebildeten, kaufkräftigen und konsumorientierten, modernen Leser/innen der Wissenschaftsberichterstattung eine höchst attraktive und dringend nachgefragte Zielgruppe abgeben und dass das Potential an gut ausgebildeten Wissenschaftsjournalisten/innen vorhanden war.

Copytests belegen, nach Aussage eines Gesprächspartners, dass Wissenschaftsberichterstattung in der Wertschätzung der Publika vor der Sportberichterstattung rangiert. Wissenschaftsgeschichten verkaufen in relevanter Weise die Ausgaben von Wochenzeitungen und Magazinen. Einige Gesprächspartner/innen äusserten so die Überzeugung, dass in absehbarer Zukunft der Markt selbst den Wissenschaftsjournalismus durchsetzen wird. Manche Gesprächspartner/innen verwiesen auf die wirtschaftlichen und publizistischen Erfolge "innovativer Pressemenschen" und erwarten mit Spannung, was "innovative Fernsehmenschen" in naher Zukunft in Sachen Wissenschaftsjournalismus beschliessen werden.

Dass die traditionell ausgerichteten Chefredakteure und Verleger, aber auch die Verantwortlichen beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk mit Wissenschaftsjournalismus nicht kreativ umgehen können, hat vor allem damit zu tun, dass sie als politische Journalisten/innen der Welt der Wissenschaft, vor allem der Welt der Naturwissenschaften nie nahe gekommen sind. Diese Welt ist ihnen fremd. Ein Gesprächspartner bemerkte, dass es in diesen Kreisen noch immer für schick gilt, von Mathematik oder Chemie keine Ahnung zu haben. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse zählen in Deutschland eben nicht zur Allgemeinbildung und zum unerlässlich zu verinnerlichenden Kulturgut.

Vor diesem Hintergrund erkannten die Gesprächspartner/innen zweierlei: Zum einen sind in den Medienunternehmen aktuell nur bedingt die verantwortlichen Akteure vorhanden, die Wissenschaftsjournalismus gegen allen Widerstand und gegen widrige (betriebs-)wirtschaftliche Umstände durchsetzen und zum publizistischen und wirtschaftlichen Erfolg machen wollen. Ein Gesprächspartner nannte dies die "Sprödigkeit" der Sender, die kein Engagement aufbringen, um interessante Wissenschaftssendungen für besonders interessierte Minderheiten machen zu wollen.

Zum anderen braucht Wissenschaftsjournalismus immer wieder den deutlichen Anstoss, die nachdrückliche Aufforderung von aussen, aus der Gesellschaft, von seiten der Leser/innen, Hö-

rer/innen, Zuschauer/innen, insbesondere aber von den forschungsintensiven Unternehmen, von den Institutionen und Organisationen der Wissenschaft, dass die Medienunternehmen ihre Verantwortung für die Wissenschaftsberichterstattung wahrnehmen. Das Förderprogramm, so argumentierten viele Gesprächspartner/innen, hat in der Vergangenheit immer wieder für solche Anstösse und Aufforderungen gesorgt.

2.2. Qualitative Bestandesaufnahme

Wer sich heute über den Gang der Welt und was sie im Kern zusammenhält informieren will, der ist heute dank der Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien dazu in der Lage. Dies erklärte einer der weltweit renommierten Wissenschaftler unter den Gesprächspartner/innen.

Wissenschaftsberichterstattung hat vielfältig an Qualität gewonnen. Die grosse Mehrheit der Gesprächspartner/innen äusserte die Überzeugung, dass Wissenschaftsberichterstattung besser geworden ist, vor allem verständlicher für Leser/innen. Die Themen der Wissenschaft sind für breitere Publika zugänglicher gemacht worden. Die Berichterstattung ist im positiven Sinn populärer. Dazu trägt bei, dass im Bereich der Printmedien heute über grafische Mittel verfügt werden können, die eine eindruckliche Aufbereitung der Sachverhalte ermöglichen. Im Bereich des Fernsehens wird auf die Mittel der Computeranimation verwiesen, die allerdings zu wenig genutzt werden. Zur Popularisierung der Wissenschaftsberichterstattung haben aber auch andere Themen beigetragen, zum Beispiel solche, die über den klassischen Bereich von Naturwissenschaft, Medizin, Technik hinausgreifen. Die Inhalte sind vielfältiger. Allerdings sind die Themen aus den Geistes-, Kultur-, Sozial- und anderen Wissenschaften limitiert. Die Tendenz, service-orientierte, verbraucher-orientierte Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken, ist ausgeprägt. Die Berichterstattung ist präziser geworden. Früher übliche Formen des Meinungsjournalismus ohne Faktenabstützung sind heute nur noch mit vielen Schwierigkeiten zu pflegen. Die Kontrollen - von seiten der Leser/innen wie auch von seiten der Mitarbeiter/innen in den Wissenschaftsredaktionen - sind stärker geworden.

Mehr Wissenschaftsjournalisten/innen arbeiten über die verschiedensten Themen. Es sind vor allem journalistisch besser ausgebildete, dazu fachkompetente und ab und zu sogar begnadete Wissenschaftsjournalisten/innen. Unter Wissenschaftsjournalisten/innen, so meinte ein renommierter Wissenschaftler, sind nicht wenige, die C4-Professoren/innen "noch ganz leicht in den Sack stecken". Die Anforderungen beim Eintritt in den Beruf sind heute höher gesetzt. Es ist wie beim Fussball, meinte ein Gesprächspartner: Reichte vor zehn Jahren hohe körperliche Fitness allein noch aus, so müssen die Leute heute körperlich fit **und** technisch perfekt sein. Vergleichbar ist es so auch in der Wissenschaftsberichterstattung. Heute kann höhere Professionalität konstatiert werden. Die Journalistinnen und Journalisten sind in der Sache **und** journalistisch kompetent.

Und nicht wenige unter ihnen können wirklich gute Geschichten machen und erzählen. In der Tat wird die ideale wissenschaftsjournalistische Mitte viel öfter auch schon realisiert. Zudem ist die Konkurrenz unter den Wissenschaftsjournalisten/innen grösser geworden. Im Moment findet ein Verdrängungswettbewerb statt: Die umfassend besser qualifizierten Wissenschaftsjournalisten/innen verdrängen die weniger qualifizierten.

Verbesserte Möglichkeiten, zu recherchieren. Die Wissenschaftsjournalisten/innen unter den Gesprächspartner/innen betonten, dass die Möglichkeiten zur Recherche deutlich verbessert worden sind. Die wissenschaftliche Ausbildung vieler Wissenschaftsjournalisten/innen eröffnet den direkten Zugang zu wissenschaftlichen Primärquellen. Experten-Maklersysteme vermitteln die wichtigsten Experten/innen zu einem Thema. Zudem sind weitere wissenschaftsjournalistische Dienstleistungsangebote - zum Beispiel in den USA - mit den modernen elektronischen Vernetzungen leicht abrufbar. Verbindungen zu Datenbanken können on-line hergestellt werden. Mittels offenen Internet-Surfs oder Nachfragen mittels Suchmaschinen kann sozusagen weltweit archiviertes Wissen für die Recherche genutzt werden. In einigen Redaktionen sind in der jüngsten Zeit erstmals ganze Geschichten im Internet recherchiert worden. Allerdings hielten die Gesprächspartner/innen auch fest, dass nur die "Pffiffigsten" unter den Freien Wissenschaftsjournalisten/innen diesen Marktvorteil zu nutzen wissen. Und ein weiterer Gesprächspartner erklärte, dass nur wenige Redaktionen über Zeit und finanzielle Mittel in einer Art und Weise verfügen können, dass alle gebotenen Möglichkeiten auch wirklich systematisch genutzt werden können.

Wissenschaftsberichterstattung in der allgemeinen Berichterstattung integriert? Im Rahmen der Frage, ob denn die Grenzen zu den politischen, wirtschaftlichen, lokalen, vermischten und anderen Teilen der Berichterstattung offener geworden sind, äusserten die Gesprächspartner/innen gegensätzliche Ansichten. Für einen Teil der Gesprächspartner/innen sind die Grenzen offener geworden. Die Leistungen der Wissenschaftsjournalisten/innen werden von den Kollegen/innen der anderen Ressorts nachgefragt. Wissenschaftsjournalisten/innen dürfen aktuelle Sachverhalte kommentieren. Allerdings werden die Themen der Wissenschaft nach den Kriterien der entsprechenden Ressorts ausgewählt. Für andere Gesprächspartner/innen ist es allerdings nicht gelungen, in grossem Umfang aus den "geschützten Werkstätten" auszubrechen. Nicht wenige der Gesprächspartner/innen, die meinten, der Ausbruch ist gelungen, hielten allerdings fest, dass die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung im Rahmen der politischen, wirtschaftlichen, lokalen, vermischten und anderen Berichterstattung signifikant an Qualität verloren hat. Insbesondere Wissenschaftskommunikatoren/innen äusserten sich in dieser Hinsicht. Nicht alle Journalisten/innen können in kürzester Zeit alle Themen und Ereignisse, insbesondere aber wissenschaftliche, kompetent abhandeln. Die Wissenschaftsberichterstattung ist zwar in allen Teilen der Berichterstattung präsent, aber "verwässert", verkürzt, "boulevardisiert". Leser/innen, die also an klassischer Wissenschaftsberichterstattung interessiert sind, müssen eine empfindli-

che Qualitätseinbusse gewärtigen. Einer der grossen älteren Männer des Wissenschaftsjournalismus meinte, dass heute darauf geachtet werden muss, dass die erreichte Qualität der Wissenschaftsberichterstattung in der Zukunft bewahrt werden kann.

Tendenz zur Verkürzung und zum Infotainment. Wissenschaftsjournalismus unterliegt den gleichen Randbedingungen wie andere Journalisten auch. Hinsichtlich der Form wurde festgestellt, dass die Wissenschaftsberichterstattung in immer kleineren "Häppchen" stattfindet. Im Bereich des Rundfunks heisst dies: kurz, kurz, kurz. Diese Verkürzung wirft nach Ansicht vieler Gesprächspartner/innen gerade im Bereich des Wissenschaftsjournalismus besondere Probleme auf. Ein Gesprächspartner hielt allerdings entschieden fest, dass über Qualität nicht mittels Form entschieden wird. Wissenschaftsberichterstattung wird nicht automatisch schlechter, wenn die Beiträge kürzer werden. Wissenschaftsberichterstattung wird zudem stärker mit unterhaltenden Formen verknüpft. Einzelne Gesprächspartner/innen lehnten diese Entwicklung grundsätzlich ab. Andere Gesprächspartner/innen hingegen plädierten für den Einsatz unterhaltender Formen dann, wenn damit Inhalte unversehrt oder ohne grosse Schäden besser transportiert werden und neue Adressaten erreichen können. Die unterschiedlichen Einschätzungen zeigten sich im Rahmen der Gespräche vor allem an der "Knoff-Hoff-Show". Den einen gefällt die Sendung. Die anderen erkennen in der Sendung eine "Gag-Revue" ohne weitere Vermittlungsbemühungen. In diesem Sinne müssen immer wieder neue Entscheidungen getroffen werden, welche Kommunikationsziele in Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus mit welchen Mitteln zu erreichen sind.

Fehlender Kontext in der Wissenschaftsberichterstattung. Die kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise der Wissenschaftsberichterstattung kann in vier Punkten zusammengefasst werden. (1) Insbesondere im Rahmen der Berichterstattung über wissenschaftlich technische Kontroversen zeitigt die journalistische Darstellungstechnik, einem Standpunkt A einen Standpunkt B zu konfrontieren, kontraproduktive Auswirkungen für die öffentliche Diskussion. Kontrovers diskutierte Sachverhalte werden dadurch in einer Weise konfliktintensiv dargestellt, die der tatsächlichen Intensität des Widerspruchs nicht entspricht. Neue Kommunikationsmuster zur Konsensfindung finden in der journalistischen Berichterstattung nur wenig Berücksichtigung. (2) Wissenschaftsberichterstattung ist bei der Darstellung von Zusammenhängen, Orientierungen, Einordnungen, Wertungen "ganz dünn". Wenn es um die kontinuierliche Darstellung von Zusammenhängen geht, müssen empfindliche Lücken konstatiert werden. Relevante wissenschaftliche Themen werden nicht länger kontinuierlich begleitet und bearbeitet. Die Präsentation aktueller Meldungen und neuer Befunde, die faktische Darstellung gelingt in ansprechender Qualität. Hingegen gelingt es, nach Ansicht der Gesprächspartner/innen, insbesondere auch der Wissenschaftler/innen unter ihnen, nicht, Fakten und Einzelheiten in den relevanten wissenschaftlichen Kontext einzubetten. (3) Mit diesem Defizit ist direkt ein weiteres verbunden. Es gelingt nur bedingt, die Konsequenzen aufzuzeigen, die mit engen und rückbezüglichen Verknüpfungen von

Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Kontexten, Wirtschaft, Politik, Kultur, angelegt sind. Ein Gesprächspartner meinte am Beispiel eines Technologietransfers, dass (betriebs)wirtschaftliche Gesichtspunkte in der Wissenschaftsberichterstattung kaum eine Rolle spielen. Ein anderer Gesprächspartner erläuterte, dass die Bedingungen der Erkenntnisproduktion, dass Erkenntnisinteressen in der Wissenschaftsberichterstattung, aber auch und besonders in der Wissenschaftskommunikation ausgeblendet werden. (4) Ein Gesprächspartner erklärte, dass zwar mehr wissenschaftliche Erkenntnisse in der Öffentlichkeit verbreitet werden, dass allerdings Wissenschaftsjournalismus auf dem Rückzug begriffen ist. Die interessierte Forschung - Wirtschaftsunternehmen, Universitäten und andere wissenschaftliche Organisationen - kann mittels entwickelter Kommunikationstechniken Mitteilungen über Ergebnisse vergleichsweise einfach und sicher in die journalistische Berichterstattung einbringen. Wissenschaftsjournalisten/innen fragen nicht nach, insbesondere fragen sie nicht die Umstände der Erkenntnisproduktion nach. Redaktionen machen sich zudem, um kostengünstig bestimmte Seiten und Rubriken, um bestimmte Zeitlücken zu schliessen und Sendegefässe zu füllen, von Informationszulieferungen abhängig. Es ist evident, dass Redaktionen Potential, die Berichterstattung, speziell die Wissenschaftsberichterstattung eigenständig zu steuern, eingebüsst haben. Eine Gesprächspartnerin unterstrich den Sachverhalt insofern, als sie ausführte, dass Redaktionen, die über keine wissenschaftsjournalistische Kompetenz verfügen können, "alles, aber auch alles angedreht" werden kann. Substanz und Gehalt von zugelieferten Informationen können in diesen Redaktionen nicht beurteilt werden.

Voraussetzung für besseren Wissenschaftsjournalismus: verbesserte Wissenschaftskommunikation. Ein Gesprächspartner war der Ansicht, dass die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung insbesondere über die Qualität der Zulieferungen und Vorleistungen beeinflusst werden kann. Er spielte damit direkt auf verbesserte Wissenschaftskommunikation aus den forschenden Unternehmen, aus den Universitäten und den Institutionen der Wissenschaft an. Im Rahmen der Gespräche zeigten sich Wissenschaftskommunikatoren/innen aus privater und öffentlicher Forschung selbstkritisch. In den Unternehmen als auch in den Universitäten sind - in unterschiedlichen Grössenordnungen selbstverständlich - Ressourcen für "platte PR" reichlicher vorhanden als für die Kommunikation wissenschaftlicher Ergebnisse in die Öffentlichkeit. In Unternehmen und Universitäten achten die Exekutiven darauf, dass für die Kommunikation wissenschaftlicher Ergebnisse - zumindest heute - Geld, aber nicht allzu viel, ausgegeben wird. Aber sowohl Unternehmen als auch Universitäten veröffentlichen einen Grossteil der wissenschaftlichen Ergebnisse erst gar nicht. In beiden Bereichen wird Wissenschaftskommunikation noch eher als herkömmliche Aufgabe für eine traditionelle Klientel angegangen: An Journalisten/innen, darunter auch Wissenschaftsjournalisten/innen und Redaktionen werden Nachrichten und Berichte vermittelt. Neue Möglichkeiten, sich im Internet zu präsentieren, Datenbanken zu gestalten,

Dienstleistungen zu bieten, werden erst angegangen; in den Universitäten und Organisationen der Wissenschaft noch zögerlicher als in den forschungsintensiven Wirtschaftsunternehmen.

Hier setzten die selbstkritischen Stellungnahmen der Gesprächspartner/innen an, die sozusagen für sich selbst mehr Dienstleistungsorientierung, flache Hierarchien und mehr Kundennähe forderten. Es liegt an den Pressestellen selbst, interessante Themen intern zu recherchieren und daraus gute Geschichten zu machen.

Wissenschaftler/innen müssen sich das know how öffentlicher Kommunikation dringend aneignen. Die Gesprächspartner/innen argumentierten mit grosser Übereinstimmung, dass die Wissenschaftler/innen selbst ein entscheidendes Problem der Wissenschaftskommunikation und des Wissenschaftsjournalismus sind. Sie sollen nicht jammern, sie sollen sich kümmern. Wissenschaftler/innen wenden sich in der Regel erst der Öffentlichkeit zu, wenn sie "nicht länger anders können", wenn sie "mit dem Rücken an der Wand stehen". In den Vereinigten Staaten und im Vereinigten Königreich haben die Wissenschaftler/innen in der Krise kommunizieren gelernt. Hierzulande sind die Wissenschaftler/innen unterschiedlich auf die Kommunikation mit der Öffentlichkeit eingestellt. Nur wenige Wissenschaftler/innen wissen über publizistische Medien und (wissenschafts-)journalistische Arbeit wirklich Bescheid. Wissenschaftler/innen haben noch immer an einem Wissenschaftsjournalismus zu beissen, der sich nachdenklich und kritisch mit der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion beschäftigt. Denn die Kommunikation unter Wissenschaftler/innen selbst ist heute weniger diskursorientiert, beachtet Prämissen und Bedingungen von Forschung und Erkenntnis nur noch bedingt. Nur wenige Wissenschaftler/innen sind bereit, Kommunikation mit der Öffentlichkeit als politisch, wirtschaftlich und kulturell relevante und als professionell zu handhabende Aufgabe wahrzunehmen. Den meisten Wissenschaftler/innen fehlt das know how der öffentlichen Kommunikation. Nicht zuletzt wurde festgehalten, dass ausgewiesene Erfolge in der öffentlichen Kommunikation nicht unbedingt der wissenschaftlichen Karriere förderlich sind. Zudem sind Selbstbescheidung, nicht jede/r ist zu allen Themen kompetent, Offenheit, kritisches Engagement gefordert: Man muss auch den Mut haben, problembewusste, übergreifende, zusammenhängende, interdisziplinäre Sichtweisen zu entwickeln. Die wenigen Wissenschaftler/innen, die sich bemühen, und die auch zu kommunizieren gelernt haben, sind von der Vielzahl der Anfragen überlastet. Aber alle Wissenschaftler/innen unter den Gesprächspartner/innen, wie auch alle Partner/innen aus Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation, die über eine Vielzahl entsprechender Erfahrungen verfügen, sprachen - unter sonst gleichen Umständen - von höchst erfolgreichen und problemlosen Kommunikationsbeziehungen. Daraus zogen verschiedene Gesprächspartner/innen die Konsequenz, dass alle Wissenschaftler/innen - nicht unbedingt obligatorisch, aber doch fast - Kurse zur öffentlichen Kommunikation besuchen sollten.

Projekte zur Verbesserung von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation. In den Gesprächen wurde auf eine erstaunliche Vielzahl von konkreten Projekten hingewiesen, die zur Verbesserung von Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus beitragen. Die Projekte umfassen neue Formen der Organisation von Wissenschaftsredaktionen und der Zusammenarbeit von Wissenschaftsredaktionen und Freien Wissenschaftsjournalisten/innen; intensive Formen der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen; Veranstaltungen unter der Leitung von Wissenschaftsjournalisten/innen für Wissenschaftsjournalisten/innen in deren Rahmen Wissenschaftler/innen den neuesten Stand des wissenschaftlichen Irrtums, Konsens über Konsens und Konsens über Dissens erarbeiten; Ausbildung von Volontär/innen in den Pressestellen der Unternehmen und Institutionen der wissenschaftlichen Forschung; Erprobung neuer Möglichkeiten von Wissenschaftskommunikation auf den Netzen der elektronischen Kommunikation.

Die Zukunft des Wissenschaftsjournalismus. Wissenschaftsberichterstattung wird sich auf veränderte gesellschaftliche und medienkontextliche Situationen, auf neue Anforderungen und auf neue Publika einstellen müssen. Die neuen elektronischen Vernetzungen eröffnen für die Gebildeten, die Innovativen und die Gut-Informierten Möglichkeiten, allein auf die Reise nach Informationen gehen zu können. Wissenschaftsjournalismus on demand stellt eine Antwort auf dieses Problem dar. Unter den Gesprächspartner/innen, die sich zum Problem äusserten, war sich niemand sicher, in welche Richtung die Entwicklung geht. Als besonderes Problem ist erkannt, dass mentale Barrieren von Wissenschaftsjournalisten/innen rasch abgebaut werden müssen. Es geht darum, den innovativen und kreativen Umgang mit den gebotenen Möglichkeiten zu fördern und zu pflegen. Ein Gesprächspartner stellte dies in den weiteren Kontext, dass Wissenschaftsberichterstattung auch rezipientenbezogener werden, stärker an den Interessen der Leser/innen, Hörer/innen und Zuschauer/innen orientiert werden muss. Allerdings versteht der Gesprächspartner darunter nicht die Orientierung an vordergründigen und oberflächlichen Ergebnissen von beliebigen Publikumsbefragungen. Eine Neuausrichtung scheint auch deshalb geboten, weil im Rahmen von Wissenschaftskommunikation inzwischen neue, direkte, öffentliche Gespräche mit den Publika erprobt werden. Mittels auflagenstarken und schön gestalteten Magazinen werden zum Beispiel die Passagiere in den verschiedenen Intercity-Zügen von den Unternehmen direkt angesprochen. Homepages können von den Nutzer/innen "just in time" und "on demand" aufgesucht werden. Diese und andere sind wissenschaftsjournalistische Möglichkeiten, die den publizistischen Medien durchaus den Rang ablaufen können. Die Gesprächspartner/innen aus den forschungsintensiven Unternehmen verstehen diese und andere Aktivitäten vorerst als Ergänzung zur weiterhin zentralen Rolle wissenschaftsjournalistischer Berichterstattung. Sie verstehen diese und andere Aktivitäten aber auch als entschiedene Aufforderung an die publizistischen Medien, ihre Verantwortung für die öffentliche Kommunikation und ihre Verantwor-

tung für die ausreichende und seriöse Darstellung relevanter gesellschaftlicher Themen wahrzunehmen. Wissenschaftsjournalismus in "reiner Form", so erklärte ein Gesprächspartner, muss als Kulturtat auch in Zukunft vollumfänglich erfüllt werden.

3. Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus der Robert-Bosch-Stiftung GmbH

Aus der Vergabe der Stipendien entfaltete sich die wichtigste Wirkung des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus. Alle Gesprächspartner/innen, die dazu etwas sagten, stimmten in dieser Einschätzung überein. Einzelne Gesprächspartner/innen monierten, dass das Programm allenfalls zu wenig bekannt gemacht wurde. Gleichwohl wussten alle Gesprächspartner/innen über das Programm - wenigstens in den groben Zügen - Bescheid. Alle Gesprächspartner/innen, die das Programm aus eigener Erfahrung kannten, äusserten sich uneingeschränkt positiv. Dabei waren kritische Voten zu Einzelheiten nicht ausgeschlossen. Alle Gesprächspartner/innen, die sich aus einer gewissen Distanz mit dem Programm beschäftigten, äusserten sich positiv. Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus der Robert-Bosch-Stiftung-GmbH zeitigte positive Wirkungen derart, dass es fortgesetzt, dass aber vor allem öffentliche Bemühungen, um das bessere Verständnis von Wissenschaft und Forschung, weiterhin unterstützt und gefördert werden sollten. Zumindest sollte die Erfolgsgeschichte des Programms den wissenschaftlich tätigen Unternehmen, Institutionen und Organisationen bekanntgemacht und zur Nachahmung empfohlen werden.

Stipendiaten/innen - die beste PR für das Programm, die man sich denken kann. Das Förderprogramm war erfolgreich. Unter den gegebenen zeitlichen und mediensystemischen Randbedingungen wurde den Stipendiaten/innen der Weg in den Wissenschaftsjournalismus eröffnet. Diesen Weg zu beschreiten, wäre - ohne Förderprogramm - für viele, insbesondere viele Naturwissenschaftler/innen, nicht so einfach möglich gewesen. Das Förderprogramm öffnete den Zugang zu Redaktionen und Praktika. Darin muss die besondere Wirkung des Förderprogramms gesehen werden. Bosch vergab Eintrittskarten. Das Markenzeichen Bosch signalisierte Qualität. Die Vorauswahl unter den Bewerber/innen grenzte hohe Qualität ein. Auf die Qualität der Stipendiaten/innen war Verlass. "Man musste nicht die Katze im Sack kaufen." Die Stipendiaten/innen hatten "background". Hohe Standards waren erwartbar.

Das Förderprogramm etablierte Wissenschaftsjournalismus. Das Förderprogramm stellte die ausreichende Zahl hochqualifizierter Wissenschaftsjournalisten/innen bereit. Ohne diese hätte der Ausbau der Wissenschaftsberichterstattung in den verschiedensten Medien nicht erfolgen können. Eine grosse Zahl Wissenschaftsjournalisten/innen auf den Planstellen der verschiedenen Redaktionen und - heute - renommierte Wissenschaftsjournalisten/innen sind Bosch-Stipendiaten/innen. Wichtige Planstellen werden auch in absehbarer Zukunft mit Stipendiaten/innen besetzt werden. Die Stipendiaten/innen kennen sich. Unter den Beteiligten des Förderprogramms sind Netze organisiert. Sie können immer wieder gegenseitig aufeinander verweisen. Es gibt heute - im besten Sinn - eine "Bosch-Mafia", die sich durchaus auch mafiös zu verhalten weiss. Da kann zum Beispiel unter Stipendiaten/innen und Freien zum ersten Mal kollektiver Widerstand gegen Massnahmen bei bestimmten Redaktionen organisiert werden. Da kennt man sich einfach.

Das Förderprogramm etablierte einen Anbietermarkt. Das heisst, dass viele Freie Wissenschaftsjournalisten/innen sich auf dem Markt durchsetzen müssen. Durch diesen Wettbewerb wird Qualität gefördert. Die weniger qualifizierten Wissenschaftsjournalisten/innen können sich nicht länger im Markt halten. Das grosse und qualitativ anspruchsvolle Angebot stimuliert zudem die Nachfrage von Redaktionen und Publika.

Der Markt Wissenschaftsjournalismus, so argumentierten verschiedene Gesprächspartner/innen, ist wohl auf längere Zeit, durch Stipendiaten/innen besetzt. Nach den Worten eines Gesprächspartners sind in absehbarer Zeit nur die wenigen Wissenschaftsjournalisten/innen zu ersetzen, die in Rente gehen. Andere Gesprächspartner/innen sahen das nicht so. Wenn heute und in Zukunft Wissenschaftsjournalismus ein Betätigungsfeld Freier Wissenschaftsjournalisten/innen ist und bleiben wird, dann muss immer wieder spezifisches Fachwissen neu rekrutiert werden. Wissenschaftsjournalisten/innen müssen sich ihre Nischen, ihre Spezialitäten suchen. Wissenschaftsjournalisten/innen müssen flexibel auf Bedürfnisse in verschiedensten Bereichen der Wissenschaftskommunikation, sie müssen rasch auf neu sich entwickelnde Arbeitsbereiche und Darstellungsformen - elektronische Vernetzungen, "Multimedia" - , auf neue Ereignisse und Themen - europäische Forschungsnetzwerk - reagieren.

Alle Stipendiaten/innen "haben es im Wissenschaftsjournalismus zu etwas gebracht". Hin und wieder wurde angemerkt, dass nur wenige Stipendiaten/innen den Sprung aus Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation in den allgemeinen, in den politischen Journalismus wagten. Das Förderprogramm war sozusagen ausschliesslich für den "engeren" Wissenschaftsjournalismus engagiert. Zumindest vom Ansatz her, trug das Förderprogramm nur bedingt dazu bei, die überkommenen Grenzen von Wissenschaftsjournalismus, hinsichtlich wissenschaftlicher Disziplinen - Geistes-, Kultur-, Sozial- und andere Wissenschaften - und hinsichtlich journalistischer Themenbereiche - politische, wirtschaftliche, lokale und andere Berichterstattung -, zu öffnen.

Das Förderprogramm war das richtige Programm zum richtigen Zeitpunkt. So äusserten sich verschiedene Gesprächspartner/innen. Das Förderprogramm dosierte die richtige Mischung zwischen fachwissenschaftlicher, wissenschaftsjournalistischer und journalistischer Kompetenz. Denn Wissenschaftsjournalisten/innen müssen zunächst wissen, wie methodisch gearbeitet wird, wie wissenschaftliche Erkenntnisse produziert werden. Das Journalistische muss man sich aneignen - on the job, im Rahmen eines Stipendiums, an Journalistenschulen oder in journalistischen Ausbildungsgängen. Aber, das Wissen, das nicht aus dem Studium oder - besser - aus eigener wissenschaftlicher Arbeit mitgebracht wird, das kann auch in den Redaktionen nicht mehr erworben werden. Das Förderprogramm hat zu einem neuen Interesse an der Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten/innen, bzw. von (natur-)wissenschaftlich ausgebildeten Journalisten/innen beigetragen. Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten/innen, bzw. von (natur-)wissenschaftlich ausgebildeten Journalisten/innen wird ein Dauerthema bleiben. In welcher Form

und an welchen Institutionen diese Ausbildung zu organisieren ist - an Universitäten, Fachhochschulen, Akademien, Journalistenschulen, in der redaktionellen Praxis -, darüber muss diskutiert werden. Entscheidend ist, dass in die Ausbildung neue Gesichtspunkte - elektronische Vernetzungen, Multimedia, neue Formen der öffentlichen Kommunikation - unbedingt und rasch integriert werden.

Das Förderprogramm und die Publizistikwissenschaft. "Zehn weitere jährliche Stipendien wären besser als ein Lehrstuhl gewesen": Diese Äusserung eines Freien Wissenschaftsjournalisten unter den Gesprächspartner/innen gibt einen Hinweis auf die nach wie vor komplizierte Beziehung zwischen Wissenschaftsjournalisten/innen und Publizistikwissenschaftler/innen. Einzelne Wissenschaftsjournalisten/innen unter den Gesprächspartner/innen konstatierten, dass publizistikwissenschaftliche Fragestellungen für sie keine Relevanz haben. Auch wenn die "Kommunikationsforscher die Wissenschaftsjournalisten für eigene Zwecke missbraucht haben", selbst die Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Praxis ist sinnvoll gewesen, meinte allerdings ein Gesprächspartner. Denn die Gespräche haben doch allen etwas gebracht. Das Fundament für die Bühne zum intensiven Gespräch zwischen Publizistikwissenschaftler/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen ist gelegt worden. Darauf kann gebaut werden. Im Rahmen der verschiedenen Colloquien wurden vielseitig Anregungen vermittelt. An den Colloquien nahm die "crème de la crème" der Publizistikwissenschaft teil. Der Austausch mit wichtigen amerikanischen Wissenschaftler/innen wurde organisiert und zeitigte Folgen. Sicherlich gab es publizistikwissenschaftliche Forschung zum Thema Wissenschaftsjournalismus unabhängig vom Förderprogramm. Doch förderte das Programm Wissenschaftsjournalismus als Gegenstand von Forschung, Lehre und Ausbildung an den Universitäten. Zentral dafür steht die Einrichtung des Lehrstuhls an der Freien Universität Berlin. In anderen journalistischen Bereichen sind die publizistikwissenschaftlichen Bemühungen um die journalistische Praxis weit weniger entwickelt.

Gerade im Bereich der Kommunikationsforschung sollte heute gezielt weiter gefördert werden. Die Theorie des Wissenschaftsjournalismus ist immer noch zu entwickeln. Zur Qualität der Wissenschaftsberichterstattung können Fallstudien und Inhaltsanalysen veranstaltet werden. Zur medialen Arbeitsteilung im Wissenschaftsjournalismus können Studien unternommen werden. Sicherlich würde auch eine Analyse der Qualität der Wissenschaftsberichterstattung der dpa Folgen zeitigen. Und schliesslich könnte die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland quantitativ und qualitativ kontinuierlich beobachtet werden.

Positive Einschätzungen von anderen Initiativen des Förderprogramms. Andere Bereiche des Förderprogramms wurden nur vereinzelt angesprochen. Allerdings fielen auch in diesen Bereichen die Einschätzungen höchst positiv aus.

Gemäss der Einschätzung einer Gesprächspartnerin vermittelte das Förderprogramm auch in den Pressestellen besondere Impulse. Projekte konnten verwirklicht, neue Publikations- und Ver-

mittlungsformen entwickelt und erprobt werden. Die Gesprächspartnerin betonte, dass viele neue Projekte in ihrer Institution mit Hilfe von Stipendiaten/innen verwirklicht worden sind.

Das Förderprogramm unterstützte Pressestellen von Universitäten und einen Modellausbildungsgang für Wissenschaftsjournalisten/innen. Das Förderprogramm vermittelte Journalisten/innen Einblicke in Labors, Wissenschaftler/innen Einblicke in die journalistische Praxis. Individuell wurden entscheidene Anstöße und Einsichten vermittelt. Diese Initiativen blieben allerdings vereinzelte.

Der Versuch, mit Chefredakteuren, Verlegern und Programmdirektionen in das Gespräch zu kommen, scheiterte. Diese kooperierten nicht im erhofften Masse. Das Ziel, Wissenschaftsjournalismus in Redaktionen zu institutionalisieren, Planstellen zu schaffen, hatte zu Beginn der Förderperiode sicherlich einen hohen Stellenwert. Sind die Bemühungen zu früh eingestellt worden? Hätten andere, individuelle und informelle, Formen des Gesprächs gesucht werden müssen? Heute könnten Erfolgsgeschichten des Wissenschaftsjournalismus - auf den Publikums- und Inseratemärkten - präsentiert werden.

Wissenschaftler/innen hätten stärker in das Förderprogramm einbezogen werden können. Rezipienten/innen von Wissenschaftsjournalismus hätten stärker in das Förderprogramm einbezogen werden können. Zum Beispiel hätte die Rezipienten/innenforschung stärker gefördert werden können. Deren Ergebnisse hätte den Wissenschaftsjournalisten/innen direkt bei der Vermittlungsarbeit geholfen. Alle "Hätten" ändern allerdings nichts daran, so formulierte ein Gesprächspartner, dass das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus auf die gesellschaftliche Agenda gesetzt und wesentliche Impulse zur Auseinandersetzung mit dem Problem vermittelt hat.

Den Erfolg nicht verspielen. Mit dem Förderprogramm sind bestimmte Wirkungen erzielt worden, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden können. Für verschiedene Gesprächspartner/innen unter den Wissenschaftsjournalisten/innen zählen dazu die vielfältigen Beziehungsnetze unter den Stipendiaten/innen. Diese Netze sollten - sozusagen in einem Nachprogramm - erweitert und gepflegt, vor allem nicht vernachlässigt werden. Es ginge darum, die Stipendiaten/innen in eine Organisation zu integrieren, die die Interessen der Wissenschaftsjournalisten/innen vertritt, bei den Verlegern und Chefredakteuren lobbyiert, Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen organisiert. Es wäre bedauerlich, wenn das Engagement der Stipendiaten/innen nun verspielt würde. Diese Organisation könnte vielfältig Überzeugungsarbeit für Wissenschaftsjournalismus leisten.

Zahlreiche Wünsche. Wünsche und Anregungen, wie das Programm fortgeführt werden könnte, sind selbstverständlich vielfältigst geäußert worden. Zunächst könnte die Vergabe von Stipendien weitergeführt werden, da immer wieder neu spezifisches Wissen für die publizistische Vermittlung rekrutiert werden kann. Spezifisch könnte das Programm auf Volontäre, das sind in die Redaktionen neueintretende Hochschulabsolventen/innen der Naturwissenschaften und Medizin, aller Ressorts und Abteilungen ausgerichtet werden. Spezifisch könnte der Eintritt der Na-

turwissenschaftler/innen oder Umweltwissenschaftler/innen in das Lokalressort gefördert werden. Ein neues Förderprogramm könnte unter dem Titel "Industrie - Wissenschaft - Journalismus" lanciert werden. Neue Formen der Wissenschaftskommunikation und neue Formen des Wissenschaftsjournalismus unter besonderer Berücksichtigung der Verfügbarkeit Neuer Medien könnten in den Mittelpunkt der Förderung gestellt werden. Ein weiteres Programm sollte sich mit den modernen Rechercheinfrastrukturen im Wissenschaftsjournalismus und modernen Recherchemöglichkeiten auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang könnten auch spezifische neue elektronische Dienstleistungen für Wissenschaftsjournalisten/innen und andere Interessierte entwickelt werden. Programme "Öffentliche Kommunikation für Wissenschaftler/innen" könnten eingerichtet werden, wie auch Programme, die "Experten/innen fit machen". Und schliesslich wurde ein Programm vorgeschlagen, das Innovation und Kreativität im Wissenschaftsjournalismus, den Abbau mentaler Barrieren unter Wissenschaftsjournalisten/innen fördern soll.

Neue Trägerschaft und eine grosse Stiftung: Die Erfolgsgeschichte des Förderprogramms gezielt nutzen. Die Gesprächspartner/innen dachten in diesem Zusammenhang nicht allein an die Robert Bosch Stiftung GmbH. Andere Träger sind sogar erwünscht. Ein Gesprächspartner brachte eine grosse Stiftung "Public Understanding of Science" in das Spiel. Die Gesprächspartner/innen sind sich allerdings bewusst, dass die Suche nach einer neuen Trägerschaft im Moment keine einfache Sache ist. Nicht zuletzt deshalb schlug ein Gesprächspartner vor, dass die Erfolgsgeschichte des Förderprogramms, das mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln grosse Signalwirkungen ausgelöst hat, öffentlich gemacht werden muss. Die Erfolgsgeschichte muss - im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung - den Spitzen der Stiftungen, Vereinigungen, Unternehmen und Organisationen im Bereich Wissenschaft präsentiert werden mit dem Ziel, dass daraus neue und anschliessende Initiativen für die Förderung der Wissenschaftskommunikation entstehen.

Notwendig sind konzertierte Aktionen im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Notwendig ist, dass die Stiftungen, Vereinigungen und Organisationen der Wissenschaft im Bereich der Wissenschaftskommunikation endlich agieren, die Aufgaben definieren, ihre Aktivitäten koordinieren, der Aufgabe Wissenschaftskommunikation endlich den Status zuweisen, der ihr gemäss gesellschaftlicher Relevanz zukommt.

Anhang 1: Anmerkungen zu den Gesprächen

Insgesamt wurden 35 Gespräche geführt. Mit einer Ausnahme wurden die Gespräche am Telefon geführt. Ein Gespräch dauerte durchschnittlich 40 Minuten. Das kürzeste Gespräch dauerte 15 Minuten, das längste Gespräch, das face-to-face geführt wurde, 75 Minuten.

Gesprächspartnerinnen waren acht Frauen und 28 Männer. Ein Gespräch wurde mit zwei Gesprächspartnerinnen geführt.

Zwei Gesprächspartner/innen arbeiten in der Exekutive auf Bundes- und Landesebene, vier Gesprächspartner/innen können dem Bereich "Public Understanding of Science" zugerechnet werden, vier Gesprächspartner/innen sind Publizistikwissenschaftler/innen, zwei Gesprächspartner/innen arbeiten im Bereich der medizinischen und naturwissenschaftlichen Spitzenforschung, fünf Gesprächspartner/innen arbeiten in der Wissenschaftskommunikation forschungsintensiver deutscher Grossunternehmen, vier Gesprächspartner/innen vertreten renommierte Wissenschaftsstiftungen und Organisationen der wissenschaftlichen Forschung, drei Gesprächspartner/innen arbeiten als Freie Wissenschaftsjournalisten/innen, vier Gesprächspartner/innen tragen Verantwortung für Ressorts Wissenschaft - vor allem im Hörfunk - und für wissenschaftliche Informationsdienste, und schliesslich tragen sieben der Gesprächspartner/innen aktuell Verantwortung für die Wissenschaftsberichterstattung führender deutscher Tages- und Wochenzeitungen und Magazine.

Mit sechs Gesprächspartner/innen konnten keine Gespräche vereinbart werden. Die Gesprächspartner/innen machten vor allem Gründe der aktuell besonderen Belastung mit Arbeit geltend.

Die Gespräche wurden mittels Stichworten protokolliert. Während der Gespräche wurden die Eindrücke des Fragers immer wieder an die Gesprächspartner/innen zur Bestätigung, bzw. zur Präzisierung zurückgegeben. Nach den Gesprächen wurde anhand der Stichworte ein Protokoll erstellt. Die Protokolle sind in anonymer Form im Anhang wiedergegeben.

In den Protokollen sind an wenigen Orten charakteristische Wendungen oder besonders eindrückliche Zitate verzeichnet. Ansonsten spiegeln die Protokolle die Verarbeitung der Gespräche durch den Befrager. Bestimmte, allenfalls wiederkehrende sprachliche Wendungen sind deshalb dem Frager anzulasten.

Im Rahmen der Verabredung der Gespräche wurde darauf hingewiesen, dass im Gespräch vor allem drei Punkte angesprochen werden sollten: (1) Die aktuelle Lage von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation in Deutschland; (2) Die Einschätzung des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus der Robert Bosch Stiftung GmbH; (3) Was muss in Zukunft getan werden, soll die Lage des Wissenschaftsjournalismus - wenn überhaupt - verbessert werden. Wenn gewünscht, wurde den angefragten Partner/innen ein ausführlicheres Paper zugefaxt.

Die Gesprächspartner/innen waren frei, andere, für sie wichtigere Gesichtspunkte anzusprechen. Insofern wurden die Gespräche anhand eines Leitfadens - aber nicht in jedem Fall streng mittels des Leitfadens geführt. Kamen die Gesprächspartner/innen auf Befunde zu sprechen, die andere Gesprächspartner/innen in vorherigen Gesprächen schon thematisiert hatten, dann brachte der Frager allenfalls übereinstimmende oder widersprüchliche Ansichten anderer Gesprächspartner/innen als Impuls in das laufende Gespräch ein. In einzelnen Fällen führten diese Interventionen zu eigentlichen, allerdings kurzen Diskussionen um bestimmte Sachverhalte. Verschiedene Gesprächspartner/innen hatten hingegen Statements vorbereitet. In diesen Gesprächen dienten die Fragen allenfalls der Gliederung der Gesprächssequenzen.

Der Grundton der Gespräche war freundlich professionell. In wenigen Gesprächen wurde small talk eingeflochten. Der Befrager kannte die an den Gesprächen beteiligten Publizistikwissenschaftler/innen, ebenso die Mitglieder des Beirats. Mit 19 Gesprächspartner/innen sprach der Befrager zum ersten Mal.

Ein Detail soll erwähnt werden: Wie üblich war es einfach mit Gesprächspartner/innen aus den forschungsintensiven Grossunternehmen Termine zu vereinbaren. Insbesondere Gesprächspartner/innen aus den öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehunternehmen bekundeten Mühen, einen Termin zu finden.

Anhang 2: Gespräche mit Experten/innen: Protokolle

Protokoll 1

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus".

Wissenschaftsberichterstattung in Deutschland ist erheblich ausgebaut und - begrenzt - auch qualitativ besser geworden. Dies festzustellen schliesst nicht aus, dass im einzelnen ambivalente und konträr verlaufende Entwicklungen zu beobachten sind. Nach Beobachtungen des Gesprächspartners werden Wissenschaftsjournalisten/innen heute durchaus von politischen Redakteuren/innen angefragt, wenn diesen die Kompetenz fehlt, mit den wissenschaftlichen Gegebenheiten im Rahmen eines politischen Themas umzugehen. Die überregionalen Zeitungen FAZ, SZ, Die Welt haben erheblich ausgebaut. Focus und Die Woche sind neu gekommen. Die Zeit hat "Wissen" aufgebaut. Auch der Spiegel macht in Einzelfällen interessante Sachen. Selbst bei den Regionalzeitungen wird in einzelnen Fällen - wohl personenabhängig - die Wissenschaftsberichterstattung in anspruchsvoller Weise gepflegt.

Im Bereich des Hörfunks muss der Deutschlandfunk herausgestrichen werden. Eine tägliche Sendung, das ist unschlagbar. Hingegen haben andere Hörfunkanstalten im Laufe der Jahre deutlich Sendungen und Sendezeit abgebaut. Im Rahmen einzelner Programme werden anspruchsvolle Einzelsendungen zum Thema - auch im Rahmen der Unterhaltung - produziert. Im Fernsehen kommt die Wissenschaftsberichterstattung nach einer Durststrecke offensichtlich zurück. Es sollte beachtet werden, dass bestimmte Themen - "Medikamente", "Abfall" u.a. - eher in den politischen Magazinen dargestellt werden. Dabei wird oft das Etikett Wissenschaftssendung vermieden. Dort werden im einzelnen hervorragende neben völlig "idiotischen" Beiträgen produziert.

Was die Qualität betrifft, so sind die Wissenschaftsbeiträge insbesondere verständlicher geworden. Trotzdem setzt die Lektüre ein gewisses Grundwissen voraus. In den Printmedien verfügt man heute über vielfältige grafische Möglichkeiten. Die Rechercheinfrastruktur hat sich mit online zugänglichen Datenbanken deutlich verbessert.

Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus hat die Szene belebt. Der Ausbau der Wissenschaftsberichterstattung wäre ohne die Stipendiaten/innen nicht möglich gewesen. Hier ist ein enormes Potential geschaffen worden. Das Förderprogramm hat Wissenschaftsjournalismus in das Bewusstsein gerückt, auch wenn es noch immer eine Vielzahl von Verlegern und Chefredakteuren gibt, die die Bedeutung von Wissenschaft und Wissenschaftsjournalismus nicht in ihren Horizont hineinbringen. In vielen Fällen ist das persönliche Engagement des Verlegers oder Chefredakteurs ausschlaggebend. Einige haben aber auch gemerkt, dass mit Wissenschaftsberichterstattung "viel zu holen ist."

Die Stipendiaten/innen, die nun in den politischen oder allgemeinen Teilen der Zeitungen arbeiten, haben einen Begriff von Wissenschaft und vom wissenschaftlichen Arbeiten, der dort

auch politische und allgemeine Berichterstattung verändert. Das Potential, welches das Förderprogramm geschaffen hat, kann auch in Zukunft nicht mehr zurückgebunden werden. Aber, dass die Idee verstärkt wird, dazu braucht es immer wieder Impulse, Anregungen, Anstöße von aussen.

Kritisch ist zum Förderprogramm anzumerken, dass fast ausschliesslich Naturwissenschaftler/innen und Mediziner/innen gefördert worden sind. Die Sozialwissenschaftler/innen und Geistes- und Kulturwissenschaftler/innen fehlten in der Förderung.

Der Gesprächspartner begrüsst, dass verschiedene Fachhochschulen neue Studiengänge für Wissenschaftsjournalismus einrichten. Damit werden lokale Impulse ausgelöst. Damit wird auch die Technikberichterstattung gefördert. Sicher tritt auch die journalistische Komponente des Wissenschaftsjournalismus stärker in den Vordergrund. Aber: Eine gewisse Entakademisierung könnte nicht schaden.

Der Gesprächspartner betont, dass die Universitäten als erste Institutionen der Wissenschaft einfach mehr Wissenschaftskommunikation initiieren müssen. Die Einrichtung von Experten-Makler-Systemen ist eine gute Sache. In den Medien sollte Wissenschaftsberichterstattung im Lokalen anfangen. Dort müssen neue Impulse gegeben werden. Dort müssen neue Themen und Möglichkeiten der Berichterstattung kreativ entwickelt werden. Nicht zuletzt sind im Lokalteil auch die aufmerksamen und interessierten Leser/innen zu finden.

Protokoll 2

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zur Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Hörfunk".

Wissenschaftsberichterstattung hat in der überregionalen Presse zugenommen; auch in den Regionalzeitungen, allerdings basiert dort Wissenschaftsberichterstattung mehrheitlich auf Zusendungen von Pressestellen der Universitäten. Wird von der Qualität gesprochen, so muss die Frage nach eigenständiger, unabhängiger, kritischer journalistischer Arbeit gestellt werden.

Im Bereich des Fernsehens liegt der Unterschied zwischen ARD und ZDF vor allem darin, dass das ZDF im Bereich der Wissenschaftsberichterstattung über zentrale Redaktionen verfügt. In beiden Programmen ist die Wissenschaftsberichterstattung nahe an die Unterhaltung gerückt. Wissenschaftliche Themen werden nicht kontinuierlich begleitet und bearbeitet. Im Bereich des Hörfunks wurde Wissenschaftsberichterstattung abgebaut. Im Zusammenhang mit der Einführung privater Radios erfolgte eine Programmreform nach der anderen. Die Fachredaktionen wurden obsolet. Die Wissenschaftsberichterstattung wurde in Formate integriert. Im Rahmen der Formate wurde auf das Etikett Wissenschaft verzichtet. Im Rahmen der verschiedenen Formate und Programme werden Themen und Beiträge der Wissenschaftsberichterstattung heute oft recycelt. Sendeplätze wurden geschoben. Die Hörer/innen konnten so weder Erwartungen noch Bindungen aufbauen. Wissenschaftssendungen wurden nicht länger gepflegt. Die Konkurrenz unter den verschiedenen Redaktionen wurde immer härter. Ressortleiter mussten und müssen

weit über 20% der Arbeitszeit für den Kampf um Sendezeit verwenden. Viele Kollegen/innen - gerade auch jüngere - sind frustriert und resigniert. Der Wissenschaftsberichterstattung fehlte und fehlt die - hausinterne - Lobby. Die Ressourcen für Wissenschaftssendungen wurden gekürzt. Grosse Recherchen sind nur noch bedingt möglich.

Gleichwohl ist zu differenzieren: Wissenschaftliche Beiträge - bis hin zum Kommentar - finden heute leichter den Weg in die aktuellen politischen Sendungen. Der Deutschlandfunk produziert täglich eine Sendung, in der aktuell berichtet wird, in der längere Wortbeiträge möglich sind. Zu dieser Sendung können die Hörer/innen Bindungen entwickeln. Dass dieses getan werden kann, dazu sind funktionierende Redaktionen notwendig. Sind aber Fachredaktionen vorhanden, dann sollten sie auch über Sendezeit verfügen.

Grotesken spielen sich ab: Der Titel einer Sendung des Gesprächspartners wurde von einem "Industriesender", einem "Dudelfunk-Radio" übernommen. Der Titel wurde im öffentlich-rechtlichen Hause offensichtlich nicht als schützenswert eingestuft. Heute offerieren die Unversitätspressestellen dem "Industriesender" für die Sendung kostenlose endgefertigte Beiträge. Die Studenten/innen hören die Sendung offensichtlich gerne: Man muss halt Erlebnisfunk machen.

Die wichtigste Wirkung des Förderprogramms kann in der grossen Zahl der ausgebildeten Naturwissenschaftler/innen gesehen werden, die in den Journalismus "hineinlanciert" wurden. Die Stipendiaten/innen eröffneten eine Chance für "sparsame Häuser", für Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen Wissenschaftsjournalismus unter günstigen Bedingungen zu betreiben. Die meisten Stipendiaten/innen sind "wissenschaftsnah" geblieben. Die Diskussion mit den Verlagsleitungen, Chefredaktionen, Programmdirektionen war weniger erfolgreich. In den Diskussionen mit den Kommunikationswissenschaftlern/innen drehte sich vieles im Kreise.

Wissenschaftler/innen nehmen die publizistischen Medien nur dann wirklich ernst, wenn es um Forschungsgelder geht.

Unterhaltung und Erlebnisse sind im Trend. Dies sind die Gesichtspunkte, die die Entwicklung der Medien und Programme aktuell bestimmen. Vor diesem Hintergrund wird Wissenschaftsberichterstattung an Bedeutung verlieren. Der eine oder andere Anstoss von aussen, Wissenschaftsberichterstattung nicht zu vernachlässigen, wäre hilfreich.

Wenn Wissenschaftsberichterstattung in Spartenprogramme ausgelagert wird, dann wird sie nur noch von den interessierten Minderheiten wahrgenommen. Selbstverständlich kann man keine Wissenschaftssendung für 100% der Hörer/innen machen. Aber in einem allgemeinen und offenen Programm können latent Interessierte eben auch erreicht werden, die dann in einen Wissenschaftsbeitrag hineinhören und dabei bleiben. Werden Spartenprogramme eingerichtet, dann gibt es in der ARD sicher nur noch eine Sendung, in der Wissenschaft neben anderen Bereichen der Kultur zum Thema gemacht werden kann.

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zur Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Hörfunk".

Die Situation des Wissenschaftsjournalismus hat sich nicht verbessert. Im Hörfunk ist die Wissenschaftsberichterstattung abgebaut worden. Wissenschaftsberichterstattung ist dramatisch abgewertet worden. Die Sendungen sind von Sendeplatz zu Sendeplatz verschoben worden, sogar an Sendeplätze ohne Hörer/innen. Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk ist eine Nische mit viel Schatten. Dies hat damit zu tun, dass Intendanten und Programmdirektoren in der Welt der Naturwissenschaften nicht zu Hause sind. In den Medienunternehmen wird noch immer der Vorbehalt gepflegt, dass Wissenschaft nicht verständlich sein kann. Hinzu kommt aktuell, dass im Journalismus keine Erläuterungen und Erklärungen wohl aber Meinungen und Benotungen gefragt sind.

Wenn Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut worden ist (Focus, Die Woche), dann handelt es sich um "Alibiveranstaltungen", um "bedruckte Feigenblätter". Wissenschaftsberichterstattung im klassischen Sinn der Aufklärung, der Analyse, der Vertiefung und der Herstellung von Zusammenhängen ist heute kaum mehr zu realisieren. Neue Formen der Präsentation, gerade im Hörfunk, "gegecktere" Formen der Präsentation können eben nicht von allen Wissenschaftsjournalisten/innen realisiert werden.

Das Förderprogramm ist dem Gesprächspartner gut bekannt, hatte er doch viel mit Stipendiaten/innen zu tun. Er begrüßte die Initiative der Bosch Stiftung. Der Gesprächspartner kritisiert, dass zwischen Förderprogramm und Praktikumsplätzen die Rückkoppelung nur unzureichend gelang. Ihn hätte doch die weitere Karriere der Stipendiaten/innen interessiert. Die Betreuung der Stipendiaten/innen hätte intensiver sein können. Das Netz unter den Stipendiaten/innen hätte gestärkt werden können.

Die reine Form der Wissenschaftsberichterstattung ist obsolet. Wissenschaftsberichterstattung muss in die aktuelle Berichterstattung integriert werden. Damit gehaltvolle Berichterstattung realisiert werden kann, ist eine Fachredaktion notwendig. Die Fachredaktion muss allerdings nicht auch noch ein eigenes Feld bearbeiten. Entscheidend ist, dass die Kompetenz zur Wissenschaftsberichterstattung organisiert wird. Eigene und isolierte Kästchen müssen nicht gefüllt werden.

Wissenschaftsberichterstattung entwickelt sich mit dem Verhältnis der Gesellschaft zu Wissenschaft und Technik. Im Moment ist dieses Verhältnis distanziert. In der jüngsten Vergangenheit ist die Distanz grösser geworden. Entsprechend äussert der Gesprächspartner Skepsis über die weitere Entwicklung.

Protokoll 4

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zur Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Hörfunk".

Ein Ende der klassischen Wissenschaftsberichterstattung ist abzusehen. Insgesamt ist es so, dass die Wissenschaftsberichterstattung heute auf einem stabilen Niveau stabilisiert ist. Es wird sicher nicht weiter ausgebaut. Hier und da werden Abstriche gemacht. Wissenschaftsjournalismus unterliegt den "knallharten" Gesetzen des Medien- und Journalismusmarktes. Wissenschaftsjournalismus unterliegt den Entwicklungen des Journalismus ("Häppchen-Journalismus").

Im Hörfunk sind Sendeplätze gestrichen worden, sind Sendungen abgebaut worden. Die Wissenschaftsredaktion ist aufgelöst worden. Bestimmte Formen der wissenschaftsjournalistischen Darstellung im Hörfunk können nicht länger gepflegt werden. Fachkompetenz - zum Beispiel im Bereich Umwelt - wird über Personen organisiert. Allerdings sind diese so von der Aktualität absorbiert, dass sie das Thema kaum vertiefen können. Beiträge sind kurz, kurz, kurz zu halten.

Die Auflösung von Fachredaktionen könnte eine Chance sein, hochspezifisches wissenschaftsjournalistisches Wissen auf dem Markt einzukaufen. Im entscheidenden Moment stehen diese Wissenschaftsjournalisten/innen allerdings nicht zur Verfügung. Die Gesprächspartnerin ist eher skeptisch, ob dies der richtige Weg ist.

Der Trend geht dahin, Wissenschaftsberichterstattung im Rahmen von Serviceleistungen, Lebenshilfe, Verbraucherberatung anzusiedeln. Damit ergibt sich auch ein starker Zug zu medizinischen Themen. Wissenschaftsjournalismus muss vor allem nach journalistischen Kriterien ausgerichtet werden, muss auch leichter verständlich sein, muss neugierig machen.

Die wichtigste Komponente des Förderprogramms sind die Stipendien gewesen. Sie haben den Zugang zum Wissenschaftsjournalismus und darüber hinaus zum Journalismus eröffnet. Weitere Treffen zwischen den Stipendiaten/innen, zum Beispiel um bestimmte Themen zu diskutieren, um die Netze zu etablieren, wären wünschenswert gewesen - sind auch in der Zukunft erwünscht.

Protokoll 5

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Die Situation des Wissenschaftsjournalismus ist nicht grundsätzlich besser geworden. Allenfalls sind die Publika ein wenig aufmerksamer. Für Themen der Umwelt, der Medizin, der Hoch- und Spitzentechnologien kann durchaus ein grosses Interesse mobilisiert werden. In der Tat ist auch die Zahl der Wissenschaftsjournalisten/innen und die Zahl der wissenschaftsjournalistischen Stellen angestiegen. Aber: Schaut man sich den Durchschnitt deutscher Regionalzeitungen und ihrer Redaktionen heute an, dann ist wohl kaum von einer Verbesserung der Situation zu sprechen. Die Zahl der Wissenschaftssendungen in den Rundfunkprogrammen stagniert. Die Ausstattung mit Mitteln für die Wissenschaftsredaktionen ist bescheiden. Die Chefredakteure und Verleger haben sich nicht für den Wissenschaftsjournalismus engagiert. Sie denken vor allem in

politischen, möglicherweise noch stärker in wirtschaftlichen Kategorien. Darin kommt "Wissenschaft" nicht vor. Die Chefredakteure und Verleger nehmen insofern ihre Verantwortung nicht wahr, als das Publikumsinteresse für Wissenschaftsberichterstattung gut ausgewiesen ist. Wird die Situation anders - zum Beispiel wenn redaktionelle Marketingstrategien stärker durchgesetzt werden? Wohl kaum! Die Situation wird so bleiben, wie sie ist.

Der Gesprächspartner bemerkt, dass er vom Förderprogramm der Robert Bosch Stiftung, wäre er nicht selbst schon journalismuspraktisch und kommunikationswissenschaftlich für das Thema Wissenschaftsjournalismus interessiert und engagiert gewesen, eigentlich nichts wüsste. Ab und zu verweist ein/e Journalist/in, wenn er/sie in seinem Medium publizieren will, darauf, Stipendiat/in des Förderprogramms zu sein. Ansonsten hätte er von dem Programm keine Ahnung. Die Robert Bosch Stiftung ist wohl zu wenig in die Öffentlichkeit gegangen, hat zu wenig auf sich aufmerksam gemacht.

Dabei hat das Programm zumindest für die publizistikwissenschaftliche Diskussion Impulse vermittelt. Selbstverständlich haben nur die Wissenschaftler/innen teilgenommen, die sich schon vorher für das Thema interessierten. Und der Kreis blieb auch immer auf die gleichen Teilnehmer/innen beschränkt.

Das Programm hat geholfen, darauf hinzuweisen, dass mehr für Wissenschaftsjournalismus getan werden müsste. Mit mehr Finanzmitteln könnten die Ressorts besser ausgestattet, insbesondere die Zahl der Wissenschaftsjournalisten/innen erhöht werden. Allerdings: Mit mehr Personen steigt die Qualität noch nicht. Die Ausbildung muss intensiviert werden.

Das entscheidende Problem ist, dass die "Ereignisse", aus denen anspruchsvolle Wissenschaftsberichterstattung entwickelt werden kann, längst kein knappes Gut mehr darstellen. Es gibt eine Vielzahl hervorragender Angebote, die sich wissenschaftsjournalistisch nutzen liessen. Allerdings: Welche Redaktion hat das Personal und die entsprechenden finanziellen Mittel und die Zeit, um die Angebote auch nur annähernd auszunutzen? Und welche Redaktion hat heute die finanziellen Mittel, um die Honorare zu zahlen, die nötig wären, um qualitativ gut ausgewiesene Freie zu delegieren? Die Möglichkeiten zur Recherche haben sich drastisch zum Positiven verändert: On-line-Verbindungen, Internet-Surfs sind möglich geworden. Nur, wer hat in den Redaktionen die Zeit, sich intensiv mit diesen Möglichkeiten auseinanderzusetzen oder sie zu nutzen.

Wissenschaftsjournalismus ist nicht zu ersetzen. Es gibt keine Alternative. Wissenschaftsjournalismus ist von überlebensnotwendiger Bedeutung für die Gesellschaft. Und zwar Wissenschaftsjournalismus in "reiner" Form. Wissenschaftsjournalismus darf nicht in andere Ressorts ausgelagert und integriert werden. Nein, die klar deklarierte Kulturtat Wissenschaftsjournalismus muss weiterhin gepflegt werden. Auch dann, wenn wie heute nur die Wenigen, die Gebildeten, die Schon-Interessierten klassische wissenschaftsjournalistische Angebote nutzen.

Protokoll 6

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Im Gegensatz zu den Aussagen bestimmter Publizistikwissenschaftler ist die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland positiv zu beurteilen. Die Wissenschaftsberichterstattung ist ausgeweitet und intensiviert worden. Sie reicht heute weit über die Medizin hinaus. Die Berichterstattung ist qualitativ besser, inhaltlich vielfältiger geworden. Viele neue Themen sind aufgegriffen worden. Wenn nicht einfach allgemein überflogen, sondern vor Ort genau nachgeschaut wird, dann ist festzustellen, dass Wissenschaftsberichterstattung überall - selbst in den Regionalzeitungen - in positiver Entwicklung begriffen ist. Wissenschaftsberichterstattung verkauft Ausgaben. "Da blüht viel im Verborgenen." Ein guter Teil der Berichterstattung firmiert eben nicht explizit als Wissenschaftsberichterstattung. Der Ratgeberjournalismus hat zugelegt. Wissenschaft wird als Thema in anderen Bereichen der redaktionellen Berichterstattung - ohne Etikett sozusagen - aufgegriffen. Die Forschung in den Universitäten vor Ort wird eben in der Lokalberichterstattung abgehandelt. Der Hessische Rundfunk macht Wissenschaftsberichterstattung, der Deutschlandfunk "macht das fantastisch." Nur die Nachrichtenagenturen, "bei denen läuft das nicht gut." Gründe für die Entwicklung sind darin zu suchen, dass im Rundfunk Wissenschaftsendungen vergleichsweise billig produziert werden können. Wesentlich aber ist, dass die Welt verwissenschaftlicht worden ist, dass sich Wissenschaft säkularisiert hat, dass Wissenschaft im Alltag integriert ist.

Zu der Entwicklung hat das Förderprogramm entscheidend beigetragen. Das Förderprogramm hat zur rechten Zeit ausreichend Wissenschaftsjournalisten/innen "produziert", welche die Nachfrage in qualitativ anspruchsvollster Weise befriedigen können.

Vor diesem Hintergrund muss von einer annähernd optimalen Situation gesprochen werden. Selbstverständlich muss und soll man sich nicht einfach zufrieden geben. Aber, die Gefahr besteht, dass ein Mehr eher kontraproduktive Wirkungen zeitigt. Das Beispiel Focus mag dafür stehen. Da ist viel popularisiert worden, da ist gross ausgebaut worden. Aber: Da ist auch viel Leerlauf, da wird viel rezykliert, da wird Bekanntes neu aufbereitet, da ist nichts Neues, das man lernen könnte. Es muss darauf geachtet werden, dass die aktuelle Qualität der Wissenschaftsberichterstattung bewahrt, dass auf gleichem Niveau ausgebaut wird. Über Qualität wird aber nicht mit der Form entschieden. Wissenschaftsberichterstattung wird nicht automatisch schlechter, wenn die Beiträge kürzer werden. Was getan werden könnte? Die aktuelle Berichterstattung über Themen der Wissenschaft kann sicher ausgebaut werden. Die Wissenschaftsberichterstattung kann verständlicher, für "breitere Schichten" zugänglicher gemacht werden - ohne dass gleich "Volksbildung" betrieben werden muss.

Das Förderprogramm hat sich - ohne Wenn und Aber - bewährt. Am Ende ist von der Stiftung zu wenig geführt worden.

Auch die Einrichtung des Lehrstuhls - erst noch in Berlin - ist richtig gewesen. Allerdings ist der Lehrstuhl nicht mit der richtigen Person besetzt worden. Zu spät ist ein angemessenes Konzept entwickelt, zu spät die Auseinandersetzung mit kommunikationswissenschaftlichen Theorien aufgenommen worden. Da hätten früher Fallstudien, Inhaltsanalysen, Qualitätsstudien begonnen werden müssen. Die Entwicklung wäre sicherlich anders gelaufen, wäre dem Lehrstuhl ein Beirat zur Seite gestellt worden.

Insgesamt hat das Förderprogramm das Klima um den Wissenschaftsjournalismus entscheidend verbessert. Es hat zum besseren Image beigetragen. Auch wenn die "Kommunikationsforscher die Wissenschaftsjournalisten für eigene Zwecke missbraucht haben", selbst die Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Praxis ist sinnvoll gewesen. Gerade im Bereich der Kommunikationsforschung sollte heute gezielt weiter gefördert werden. Die Theorie des Wissenschaftsjournalismus ist immer noch zu entwickeln. Zur Qualität der Wissenschaftsberichterstattung können Fallstudien und Inhaltsanalysen veranstaltet werden. Zur medialen Arbeitsteilung im Wissenschaftsjournalismus können Studien unternommen werden. Sicherlich würde auch eine Analyse der Qualität der Wissenschaftsberichterstattung der dpa Folgen zeitigen. Möglicherweise käme am Ende sogar heraus, dass Wissenschaftsseiten keine Ghettos sind, dass Wissenschaftsberichterstattung nicht unverständlich ist, und dass verschiedene Publika je eine andere Art der Wissenschaftsberichterstattung nachfragen.

Die Aufgabe Wissenschaftsjournalismus, nein: die Aufgabe Wissenschaftskommunikation sollte zur - gesellschaftlichen - Daueraufgabe werden. Es gibt aktuell allerdings keine Organisation, die diese Aufgabe wirklich trägt. Da mangelt das Interesse bei den wichtigsten gesellschaftlichen Akteuren, bei den Organisationen und Unternehmen der Wirtschaft, bei den Regierungen und Parlamenten. Die "Umschau" muss verschwinden, der "DF" muss in Konkurs gehen. Unabhängig davon, was je im Einzelnen gesagt werden kann, das offensichtliche Desinteresse ist schlicht unverständlich: Geht es doch um Bildung und Aufklärung der Menschen, auch um Akzeptanz für Wissenschaft und Forschung in Deutschland. Die grosse Stiftung Public Understanding of Science, das ist doch etwas für die Zukunft: Programm und Aktionen sind breit anzulegen: vom naturwissenschaftlichen Unterricht bis hin zum Wissenschaftsjournalismus.

Protokoll 7

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Es gibt eine grosse Zahl junger Naturwissenschaftler/innen, die in den Wissenschaftsjournalismus einsteigen wollen. Bei der Redaktion wird immer wieder in grosser Zahl nach einer Hospitanz nachgefragt. Die Redaktion des Gesprächspartners bildet in grosser Zahl Wissenschaftsjournalisten/innen aus. Die grosse Zahl der ausgebildeten Wissenschaftsjournalisten/innen arbeitet als Freie Journalisten/innen. Allerdings ist auch zu konstatieren, dass die Zahl der Planstellen im Wissenschaftsjournalismus - wenn auch nur bescheiden - anwächst.

Wissenschaftsberichterstattung wird von den Leser/innen nachgefragt und honoriert. Gemäss Copytests wird der Wissenschaftsteil der Zeitung stärker genutzt als der Sportteil.

Der Wissenschaftsjournalismus ist qualitativ besser geworden. Wissenschaftsberichterstattung hat heute ein anderes, gehaltvolleres und anspruchsvolleres Quellensystem als vor Jahren. Heute greifen die Wissenschaftsjournalisten/innen, weil sie damit kompetent umgehen können, auf Fachliteratur als Grundlage für Recherchen zurück.

Gleichwohl sind Differenzierungen angebracht. Im öffentlich rechtlichen Rundfunk wird am Wissenschaftsjournalismus gespart. Wissenschaftsberichterstattung wird abgebaut. Die Chancen, sich damit gegenüber den privatwirtschaftlich organisierten Programmen zu profilieren, werden nicht genutzt. Bei den Agenturen wird gespart. Und es ist auch nicht so, dass die Zulieferungen der wissenschaftlich arbeitenden und forschenden Unternehmen und Organisationen besser geworden wären. Im Gegenteil: Ganze Industriezweige, die früher Wissenschaftsjournalisten/innen beschäftigten, verlassen sich heute auf PR-Agenturen, die zu diesem Zweck ganz eindeutig zu wenig Kompetenz organisieren.

Das Förderprogramm spielte eine Vorreiter-Rolle. Die Fortsetzung des Programms muss als notwendig und sinnvoll eingestuft werden. Die Vorauswahl unter den Bewerber/innen hat zu einem hohen qualitativen Niveau der Stipendiaten/innen geführt. Darauf konnte man sich verlassen. Nicht zuletzt konnten sich viele Redaktionen von Regionalzeitungen, von Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen nur dank der Stipendiaten/innen überhaupt eine Wissenschaftsberichterstattung leisten. Es ist nicht so, dass der Markt für neue Stipendiaten/innen nicht mehr aufnahmefähig wäre. Verschiedene Redaktionen könnten mit dieser Subventionierung Wissenschaftsberichterstattung pflegen. Nicht zuletzt könnte mit neuen Stipendiaten/innen auch die Qualität von Wissenschaftskommunikation, Wissenschafts-PR endlich gesteigert werden. Selbstverständlich: Auf einen dramatischen Ausbau von Planstellen - insbesondere in den publizistischen Medien - ist nicht zu hoffen.

Die Zukunft gehört dem Wissenschaftsjournalismus weil gebildete Konsumenten/innen nach wie vor und je länger je mehr Wert auf gehaltvolle und qualitativ anspruchsvolle Hintergrundinformationen legen.

Protokoll 8

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Die Einrichtung des grossen Wissenschaftsressorts in einem neu lancierten Magazin war bedingt durch vier Faktoren: (1) Die Konkurrenzanalyse hatte gezeigt, dass die Konkurrenten Schwachstellen gerade in diesem Bereich hatten. (2) Mit Wissenschaftsberichterstattung können die Zielgruppen "Bildung" und "Einkommen" angesprochen werden. Nicht zuletzt fragte die Werbeindustrie eine solche zielgruppenadäquate Ansprache nach. (3) Die Beteiligten hatten einfach Lust darauf, Wissenschaftsberichterstattung zu machen. (4) Das Potential an kompetenten Wissenschaftsjournalisten/innen war vorhanden. Vor diesem Hintergrund wurde die Initiative der Beteiligten von Chefredaktion und Verlagsleitung voll unterstützt und gefördert. Der Erfolg bestätigte die Überlegungen. Wissenschaftsgeschichten verkaufen die Auflage sehr gut. 1995 wurden 17 Titelgeschichten produziert; dito 1996.

Nach Ansicht des Gesprächspartners ist die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland besser geworden. Einzelne Zeitungen - zum Beispiel die Berliner Zeitung - haben neu Wissenschaftsseiten eingerichtet. Wissenschaftsberichterstattung ist für den Rundfunk sicherlich ein schwieriges Unterfangen. Nichtsdestotrotz ist zu konstatieren, dass im Bereich der aktuellen Nachrichtenvermittlung Meldungen aus der Wissenschaft ihren Platz gewonnen haben. Verschiedene Hörfunkprogramme machen täglich Wissenschaftsberichterstattung, andere im beträchtlichen Umfang einmal pro Woche. Aber: Wissenschaftsberichterstattung ist halt etwas für Zielgruppen und hat nur als Zielgruppenprogramm im Rundfunk seine Berechtigung. Man muss sich fragen, ob Wissenschaft wirklich den Stoff für viele längere Sendungen abgeben kann und soll.

Insgesamt ist die Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland besser als manche Wissenschaftsjournalisten/innen selbst das so sehen wollen. Nicht zuletzt sorgt die gesellschaftliche Entwicklung dafür, dass die Bedeutung von Wissenschaftsberichterstattung zunimmt. Technik im Alltag, Gross-Technologien und auch wissenschaftlich technische Risiken provozieren Erklärungs- und Aufklärungsbedarf, der mittels Wissenschaftsjournalismus abgedeckt werden muss. Zudem haben die Menschen ein Unterhaltungsbedürfnis, das befriedigt werden sollte und befriedigt werden kann. Warum machen wir keine Home-Stories mit Nobel-Preisträgern/innen? Was ist daran abwegig? Nobel-Preisträger/innen reichen in der Bedeutung sicherlich an Schlag- und Filmstars heran. Wenn ein Thema in unterhaltender Gestaltung Zugänge zu neuen Leser/innen eröffnet, wenn unterhaltende Elemente ein schwieriges Thema gut transportieren, dann sollten wir in diesem Sinn nach erfolgreichen Formen des Entertainments suchen. "Ich weiss, dass die älteren Wissenschaftsjournalisten dagegen opponieren, aber ich orientiere mich an den Lesern."

Das Förderprogramm der Bosch-Stiftung ist bekannt, weil viele der Mitarbeiter/innen Stipendiaten/innen waren. Eine grosse Zahl der wichtigsten (Planstellen) und bekanntesten Wissenschaftsjournalisten/innen sind Bosch-Stipendiaten/innen. Von Bedeutung ist auch, dass sich die Stipendiaten/innen kennen und in Netzen aufeinander verweisen können. "Bosch-Stipendium" war und ist ein Hinweis darauf, dass die "Katze nicht im Sack" gekauft werden muss: Die "Leute haben background", gewisse Qualitätsstandards sind erwartbar, "Bosch" ist ein Ausweis und vermittelt ein seriöses Image. Für das Förderprogramm waren und sind die Stipendiaten/innen die beste PR, die man sich denken kann.

Der Bedarf an Wissenschaftsjournalisten/innen ist mehr oder weniger gedeckt. Nur die wenigen Wissenschaftsjournalisten/innen, die in Rente gehen, müssen ersetzt werden. In Zukunft werden möglicherweise die Planstellen etwas reduziert. Unter den Umständen eines bedeutenden Nachholbedarfs wurde in der jüngsten Vergangenheit vielleicht allzu viel des Guten getan. Die Bedeutung des Freien Journalisten/innen wird - nicht nur im Wissenschaftsjournalismus - zunehmen. Trotzdem: Es gibt sehr viele schöne Arbeitsplätze in diesem Beruf. Allerdings werden sich Arbeitsplätze und Beruf wandeln. Der Gesprächspartner betont, dass in seiner Redaktion inzwischen ganze Geschichten vollumfänglich im Internet recherchiert werden. Internet-Arbeitsplätze aber sind nicht an einen bestimmten Ort fixiert. Sicher, im Moment wird mit on-line-Diensten eher noch experimentiert. Aber die Anforderungen an die Ausbildung verändern sich trotzdem. Multimediale Ausbildung wird gerade für Wissenschaftsjournalisten/innen ein Muss.

In Zukunft gilt es kreativ zu sein, neue Felder der Wissenschaftsberichterstattung zu eröffnen, Zugänge zu anderen Publikumssegmenten zu erschliessen, die modernen Stilmittel zu entwickeln.

Wissenschaft war in Gesellschaft und Medien allzu lange unterbewertet. Sie wird unweigerlich an Bedeutung gewinnen.

Protokoll 9

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Es ist keine Frage: Heute gibt es mehr Wissenschaftsberichterstattung; im Verhältnis zu 1980 ein Vierfaches - meint der Gesprächspartner. Wissenschaftsberichterstattung hat in den auflagenstarken Regionalzeitungen überall zugenommen. Der Gesprächspartner plazierte seinen eigenen Titel im ersten Drittel einer Rangfolge der Regionalzeitungen. Mit den Leistungen der überregionalen Presse kann dies nicht verglichen werden.

Aus drucktechnischen Gründen müssen immer ganze Textseiten produziert werden. Die Wissenschaftsberichterstattung wird deshalb regelmässig unter den Titeln "Mensch und Gesundheit", "Wissenschaft und Technik" gebündelt. Wissenschaft findet allerdings auch in der laufenden Berichterstattung und auf der Hintergrundseite statt. Die laufende Berichterstattung wird in vielen

Fällen von einer Agenturmeldung ausgelöst, die dann nachrecherchiert wird. Die regelmässigen Seiten werden aus "Bordmitteln" (Naturwissenschaftler in der Redaktion) und mittels Freier Journalisten/innen produziert. Neben wissenschaftlichen Ergebnissen interessieren insbesondere - in der laufenden Berichterstattung - Themen der Forschungspolitik. Selektionskriterien sind Aktualität und in der Lokalberichterstattung die Personalien und die Preise und die Tage der offenen Tür der lokalen Universität. Was in der Universität an Ergebnissen produziert wird, das interessiert hingegen für die laufende Berichterstattung weniger. Forschungspolitische Themen werden dagegen immer wieder aufgegriffen.

Der Gesprächspartner hat noch nie mit Stipendiaten/innen des Förderprogramms zusammengearbeitet. Er polemisiert gegen die Verwissenschaftlichung des Journalismus. "Wir sind Handwerker".

Die Wissenschaftsberichterstattung wird unter Zeitungen seiner Kategorie - auflagenstarke Regionalzeitungen - kaum ausgebaut werden. Den Zeitungen geht es nicht gut. Wenn also Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut werden soll, dann müssen andere Themen die entsprechenden Seiten abgeben.

Protokoll 10

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Die besondere Bedeutung des Wissenschaftsjournalismus in einer der neuen Wochenzeitungen kann auch mit persönlichen Beweggründen erklärt werden. Die Verantwortlichen hatten schon vorher Wissenschaftsberichterstattung gemacht. Sie hatten insbesondere Vorstellungen davon, neu die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zum Thema zu machen. Und neu war auch die Vorstellung, in einer modernen Zeitung Wissenschaft populär auf der Seite 1 aufzumachen, neue Darstellungsformen zu entwickeln. Heute ist jede dritte oder vierte Titelgeschichte eine Wissenschaftsgeschichte. Themen aus den Bereichen Gesundheit, Medizin allgemein und Umwelt verkaufen die Ausgabe gut bis sehr gut. Es gibt aber auch Flops; die Gesprächspartnerin verweist darauf, dass sie allerdings für einen solchen Verkaufsflop journalistisch preisgekrönt wurde.

Es gibt nicht nur eine Art des Wissenschaftsjournalismus. Die klassische Art wendet sich an eine begrenzte Gruppe von Menschen, die aber auch Voraussetzungen mitbringen, um komplizierte und spezifisch dargestellte Sachverhalte zu verstehen. Die Themen sind durch die Aktualität des Wissenschaftssystems bestimmt. Anlässe für die Berichterstattung vermitteln Kongresse und Tagungen, bzw. Verlautbarungen des Wissenschaftssystems. Daneben gibt es eine Form der Dienstleistungs-Wissenschaftsberichterstattung, die Lebenshilfe vermittelt - nach dem Motto: "Was mache ich jetzt mit dem Amalgam in meinem Mund". Die Gesprächspartnerin betont, dass

nur ganz, ganz wenige Redaktionen die Vernetzungen von Wissenschaft und Gesellschaft und die damit verbundenen Konsequenzen aufzeigen.

Unterhaltung wird in der Wissenschaftsberichterstattung nur selten als Transportmittel genutzt. Wissenschaftsberichterstattung darf auch im eigenen Haus einen bestimmten Grad der Ernsthaftigkeit nicht unterbieten. Quantenphysik mit Bugs Bunny zu vermitteln und erlebbar zu machen, davor scheut der Chefredakteur noch immer zurück. Es gibt eine Form der intellektuellen Spielerei, die in den angelsächsischen Ländern möglich ist, hierzulande allerdings nicht. Wissenschaftsjournalisten/innen verstehen sich in Deutschland vor allem als Experten/innen, nicht als einfache Fragestellende, die an der genauen Erläuterung, wie es funktioniert, interessiert sind. Wissenschaftsjournalisten/innen orientieren sich stärker zu den Wissenschaftler/innen, nicht zu den Leser/innen.

Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus ist der Gesprächspartnerin gut bekannt. An der Universität konnten mit Hilfe von Bosch-Mitteln bestimmte journalistische Modell-Ausbildungen im Bereich Wissenschaftsjournalismus realisiert werden. In der journalistischen Praxis arbeitet die Gesprächspartnerin mit Stipendiaten/innen zusammen. Die Leute sind auffallend gut. Es sind hervorragende Wissenschaftsjournalisten/innen. Bei Aufträgen wird Stipendiaten/innen Vorzug gegeben.

Es ist so, Wissenschaftler/innen sind harte Brocken: "Ich hoffe, Sie haben die einschlägige Basisliteratur studiert". Wissenschaftler/innen mit Fragen zum Reden zu bringen, ist die Aufgabe der Wissenschaftsjournalisten/innen. Wissenschaftler/innen, die zu kommunizieren gelernt haben, haben allerdings keine Probleme. Sie können ihre Anliegen plazieren und vermitteln. Die Zusammenarbeit mit solchen Wissenschaftler/innen ist ein Erlebnis. Der Erfolg der Geschichten ist auf diese Art fast schon vorprogrammiert. Denn die besten Geschichten ergeben sich dann, wenn "verschiedenste Erfahrungssysteme" aufeinandertreffen und ein Thema aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln diskutieren und festlegen. In ihrer Redaktion wird das so gehalten. In Redaktionen muss für Geschichten Kontext bereitgestellt werden. Allerdings müssen diese Diskussionsmöglichkeiten in Redaktionen erst geschaffen werden. Die sind nicht einfach vorhanden. Teamwork ist eine gute Sache für den Wissenschaftsjournalismus. An dem einen oder anderen Ort werden vergleichbar neuartige Formen der Organisation erprobt und gepflegt. Die Gesprächspartnerin erkennt darin Notwendigkeit und Chance. Wenn die engen Ressortgrenzen beibehalten werden, wenn nicht neue Formen der interdisziplinären Arbeit im Team gefunden werden, dann können immer mehr wichtige Themen nicht wahrgenommen und dargestellt werden. Die Gesprächspartnerin gibt zu bedenken, dass es unter den gegebenen Umständen - hoher Kostendruck, harte Konkurrenz, Zwänge aus überkommener Formen journalistischen Arbeitens - allerdings nur sehr bedingt gelingt, solche neuen Ansätze zu entwickeln und zu realisieren. Die Ressorts halten sich zäh am Leben. Die Gesprächspartnerin gibt zu bedenken, dass es nicht die eine Organisationsform wissenschaftsjournalistischer Arbeit für immer gibt. Es gibt Phasen, in

denen die Organisation von Ressorts sinnvoll und nützlich ist. Es gibt Phasen, in denen andere Formen der redaktionellen Organisation entwickelt werden müssen. Die Gesprächspartnerin ist der Überzeugung, dass dies heute der Fall sein müsste.

Wissenschaftsjournalismus muss aus der Freude an Neuem, aus der Neugierde, aus dem Überraschenden leben. Wissenschaftsjournalismus muss nicht Volksbildung betreiben. Wissenschaftsjournalismus muss auf Neues und Überraschendes aufmerksam machen. Die Interessierten sind in der Lage, sich weitere spezialisierte Informationen selbst zu beschaffen. Wissenschaftsjournalismus braucht wissenschaftlich ausgebildete Journalisten/innen. Von den sehr guten Wissenschaftsjournalisten/innen dürfte es noch einige mehr geben. Aber: Wissenschaftsjournalismus erfordert viele - intellektuelle - Vorleistungen, die mit ganz wenig Geld entschädigt werden. Die Tendenz zur Abwanderung in die Wissenschaftskommunikation ist verständlich. Die Mittel, guten Wissenschaftsjournalismus zu finanzieren, sind knapp.

Protokoll 11

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Redaktions- und/oder Ressortmanagement Wissenschaftsjournalismus, Tages- oder Wochenzeitungen".

Wissenschaftsberichterstattung ist quantitativ eindeutig mehr geworden. Das ist darauf zurückzuführen, dass es mehr wissenschaftliche Ereignisse gibt, die Tagesthemen abgeben. Es ist - damit zusammenhängend - darauf zurückzuführen, dass die Bedeutung von Wissenschaft - gut oder schlecht - stärker in das allgemeine Bewusstsein getreten ist. Entscheidend ist, dass die Berichterstattung über dieser Art wissenschaftlicher Ereignisse und Themen nicht länger in den speziellen Sektionen, sondern in den allgemeinen redaktionellen Teilen abgehandelt wird. Wissenschaftsberichterstattung wird in den politischen Teilen der Zeitungen betrieben. Selbstverständlich fehlt den politischen Journalisten/innen dazu oft die Kompetenz. Aber - zumindest in den Redaktionen, die welche haben - schreiben dann auch Wissenschaftsjournalisten/innen über die Themen - sogar in Titelgeschichten, sogar auf der Seite 1. Selbstverständlich könnte manches verbessert werden: Bei den Agenturen muss immer noch kontrolliert und nachrecherchiert werden. Aber der Trend ist - von aussen, in der Gesellschaft - gesetzt. Die Redaktionen und Medienunternehmen - ob sie wollen oder nicht - müssen sich anpassen. Neu entstandene Magazine und Wochenzeitungen legen sogar besonderen Wert auf Wissenschaftsberichterstattung - und sogar auf Wissenschaftsjournalisten/innen.

Der Gesprächspartner hat schon etwas von der Robert Bosch Stiftung gehört. Er weiss, dass es ein Programm Wissenschaftsjournalismus gibt. Er kennt wichtige Persönlichkeiten im Umfeld dieses Programms. Aber: Er selbst wurde eigentlich nie angesprochen. Die Frage ist: Warum so provinziell? Warum auf Deutschland beschränkt? Warum nicht mehr PR für das Programm? Warum nicht mehr Information über das Programm? Der Befragte beklagt, dass es an Information fehlte.

Der aktuelle Status der Wissenschaftsredaktionen und der Wissenschaftsberichterstattung entspricht sicherlich nicht der Nachfrage aus dem Publikum, dem Interesse der Öffentlichkeit am Thema. Hier gibt es nach wie vor ein eindeutiges Defizit. Die Geschäftsleitungen und Chefredaktionen nehmen diese Nachfrage nicht zur Kenntnis, Ignoranz herrscht. Das hat etwas damit zu tun, dass den journalistischen und sonstigen Managern der Zugang zum und die Kenntnis vom Wissenschaftsjournalismus fehlt. Es hat etwas damit zu tun, dass wenig Geld vorhanden ist, und um das wenige Geld bittere Verteilungskämpfe ausgefochten werden. Es hat etwas damit zu tun, dass "Wissenschaft" noch immer das Image des "Abgehobenen" anhängt. Etwas von der Tradition im angelsächsischen Raum würde uns gut tun.

Nein, es müssen keine völlig neuen Wege beschritten werden. Wissenschaftsjournalismus kann fortfahren wie bisher. Wissenschaftsjournalismus kann quantitativ gesteigert werden - langsam, doch stetig. Wissenschaftsjournalismus wird langsam in die Journalistenausbildung integriert. Es braucht die eine oder andere Ermutigung - zum Beispiel von der Robert Bosch Stiftung.

Bei Stellenbesetzungen gibt es Bewerbungen en masse - mehr als 100 Zuschriften für zwei ausgeschriebene Stellen. Der Arbeitsmarkt ist nicht ausgetrocknet. Wichtig ist allerdings, dass die Wissenschaftsjournalisten/innen ein Fachstudium absolviert haben, dass sie wissen, wie methodisch gearbeitet wird, und wie wissenschaftliche Erkenntnisse produziert werden. Das Journalistische ist demgegenüber von nachgeordneter Bedeutung. Das kann man, das muss man sich aneignen - on the job, im Rahmen eines Stipendiums, an Journalistenschulen und in journalistischen Ausbildungsgängen. Aber, was die Leute aus dem Studium und aus eigener wissenschaftlicher Arbeit nicht mitbringen und nicht wissen, das lernen sie dann auch in den Redaktionen nie mehr.

Protokoll 12

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Freier Wissenschaftsjournalismus".

Die Situation des Wissenschaftsjournalismus hat sich verschlechtert; insbesondere im Rundfunk wurden Sendeplätze gestrichen, wurde die finanzielle Ausstattung gekürzt, wurden die wissenschaftsjournalistischen Arbeitsformate den geänderten Formaten des Rundfunks im dualen System angepasst. Die Quote wurde zum einzigen Kriterium. Sie setzte eine "Schraube nach unten" in Gang: Schlechte Quote - schlechterer Sendeplatz - noch schlechtere Quote. Die öffentlich-rechtlichen Anstalten liessen sich von den privaten Rundfunkunternehmen in die Ecke drängen. Sie nutzten die alternative Profilierungschance nicht. Zur Unzeit wurden zudem Hahnenkämpfe unter den Verantwortlichen ausgetragen. Die beteiligten Wissenschaftsjournalisten/innen organisierten wenig Widerstand gegen den Abbau. An einzelnen Orten (ZDF) hatten die Wissenschaftsjournalisten/innen immerhin soviel "Markenzeichen" aufgebaut, dass sie nicht einfach neigiert werden konnten. Für die privaten Rundfunkunternehmen ist der klassische Bildungsauftrag kein Thema. Die privaten Rundfunkunternehmen sind durchaus für Sendungen im Bereich der

Medizin, oder für Ratgeber-Sendungen offen, wenn, dies ist allerdings entscheidend, die Quoten gebracht werden. Bei den privaten Rundfunkunternehmen, dies im Gegensatz zu den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, gibt es keine fachkompetenten Ansprechpartner/innen, die von Wissenschaftler/innen und von Wissenschaftskommunikatoren/innen direkt angesprochen werden könnten.

Im Bereich der Printmedien ist bei wenigen Titeln eine Verbesserung zu konstatieren. Grundsätzlich wurde aber nicht - zumindest nicht im relevanten Umfang - mehr wissenschaftsjournalistische Fachkompetenz in den Redaktionen - vor allem der Regionalzeitungen - engagiert. Insgesamt wurde die Wissenschaftsberichterstattung wohl verbreitert und verstärkt. Die Themen der Medizin werden stärker beachtet. Wissenschaftsjournalistische Themen mit Verhaltensrelevanz für den Alltag werden stärker beachtet. Solche Themen (Querschnitt-Themen) werden in den allgemeinen Teilen, vor allem in den Vermischten Meldungen, unter Gesichtspunkten der Aktualität von Journalisten/innen bearbeitet, denen die fachliche, wissenschaftsjournalistische Kompetenz dafür fehlt: "Von nix 'ne Ahnung, zu allem 'ne Meinung". Diesen Journalisten/innen könnte alles, aber auch wirklich alles angedreht werden. Sie können die Substanz und den Gehalt der Meldungen und Materialien nicht beurteilen.

Wissenschaftsjournalistische Beiträge werden heute in Formate gezwungen, die den Themen wohl nicht angemessen sind. Alles soll kürzer, kürzer, kürzer werden: 100-Zeilen und 1'30-Mentalität. Immer stärker wird unter dem Gesichtspunkt der Aktualität selektioniert. Wie in den anderen Bereichen des Journalismus ist der Trend zum Infotainment offenkundig. Sicherlich muss differenziert werden: Nur eine Minorität fragt tatsächlich fundierte, umfangreiche und vielfältige Wissenschaftsberichterstattung nach. Dieses Publikum wird in den Printmedien besser bedient. Der "Flachsinn geht zum Fernsehen". Insofern ist aber auch der Markt für Wissenschaftsjournalisten/innen und für "hochqualifizierte" wissenschaftsjournalistische Printprodukte vorhanden.

Es ist nicht gelungen, in grossem Umfang aus den "geschützten Werkstätten" auszubrechen. Selbstverständlich ist dies auch eine zweiseitige Sache. Unter den anderen Journalisten/innen gibt es noch immer Vorurteile - zum Teil berechtigte - über die Wissenschaftler/innen in den Wissenschaftsredaktionen. Interessant ist allerdings, dass einzelne Stipendiaten/innen den Weg weg vom begrenzten Wissenschaftsjournalismus hin zum ausgeweiteten, aber wissenschaftsjournalistisch fundierten Journalismus gingen und auf diesem Weg auch Erfolg hatten.

Das Förderprogramm war erfolgreich. Unter den gegebenen zeitlichen und mediensystemischen Randbedingungen wurde den Stipendiaten/innen der Weg in den Journalismus eröffnet. Diesen Weg zu beschreiten wäre - ohne Förderprogramm - für viele, insbesondere für viele Naturwissenschaftler/innen nicht so einfach möglich gewesen. Darin muss die besondere Wirkung des Förderprogramms gesehen werden. Bosch öffnete Türen. Bosch entwickelte sich zum Markenzeichen. Heute ist die Situation dank der Image-Wirkung des Förderprogramms so verändert,

dass zum Beispiel an den Journalistenschulen speziell Naturwissenschaftler/innen nachgefragt werden, dass für sie speziell Ausbildungsplätze reserviert werden. Es bleibt allerdings, dass das Programm die "geschützten Werkstätten" nicht weiter aufbrechen konnte. "Man blieb unter sich". Die Stipendiaten/innen konnten sich recht gut in den Wissenschaftsressorts festsetzen. Sie mussten sich nicht gross in anderen Ressorts bewähren. Nur wenige liessen die engeren Grenzen des Ressorts hinter sich.

Im Hinblick auf die beteiligten Publizistikwissenschaftler/innen: Die Beziehungen waren nicht immer produktiv. Es wurde zu wenig miteinander geredet. Es wurde zu wenig Forschung organisiert, die für die Praxis direkt nutzbar gewesen wäre. Geplante Projekte zwischen Wissenschaft und Praxis kamen nicht zustande.

Das Förderprogramm könnte fortgesetzt werden, weil der Bedarf an wissenschaftsjournalistisch kompetenten Journalisten/innen steigt. Die Volontäre/innen in den allgemeinen Ressorts sollten mit Wissenschaft vertraut gemacht werden.

Im Hinblick auf die Zukunft von Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation: Ob sich etwas ändert, kann nicht mit Sicherheit vorausgesagt werden. Sicherlich ist es so, dass Wissenschaftler/innen, die mit dem "Rücken zur Wand stehen", zumindest begreifen, "dass sie etwas tun müssen". Da können plötzlich selbst Laien zu interessanten Kommunikationspartner/innen werden. Unabhängig in welchen Kanälen diese kommunikativen Annäherungen vollzogen werden, es braucht Wissenschaftsjournalisten/innen als vertrauenswürdige und verlässliche Quellen. Am journalistischen Handwerk wird sich und darf sich nichts ändern.

Protokoll 13

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Freier Wissenschaftsjournalismus".

Die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist sowohl besser als auch schlechter geworden: Die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung ist - insbesondere aus Perspektive der Leser/innen - besser geworden. Die Zahl der Wissenschaftsjournalisten/innen ist grösser geworden. Die Zahl der institutionalisierten Arbeitsplätze ist mehr oder weniger unverändert geblieben. Die Konkurrenz unter den Wissenschaftsjournalisten/innen ist grösser geworden. Der Markt für Wissenschaftsjournalisten/innen ist gesättigt. Die besser qualifizierten Wissenschaftsjournalisten/innen verdrängen immer stärker die weniger qualifizierten. Die Qualifikationsanforderungen beim Eintritt in den Beruf sind heute höher.

Im Bereich der Printmedien sind Seiten gestrichen (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt), an anderen Orten (Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung, Die Zeit) ausgebaut worden. Die eindeutig positive Entwicklung zeigt Focus an. Allerdings ist die Wissenschaftsredaktion bei Focus heute in einer Art und Weise ausgebaut, dass praktisch keine Aufträge für Freie Journalisten/innen mehr vergeben werden. Bei anderen Magazinen aber serbelt die Wissenschaftsberichterstattung dahin. Bild der Wissenschaft zeigt, wie es nicht gemacht werden soll. Im Bereich

des Fernsehens hat die Wissenschaftsberichterstattung an Bedeutung eingebüsst. Der Grund dafür ist in der Dualisierung des Rundfunks zu suchen. Gemäss eigener Erfahrung wurden Sendungen von Sendeplatz zu Sendeplatz geschoben. Wenn zu einem Sendetermin ein Publikum gewonnen war, wurden andere Sendungen auf den Zeitpunkt gesetzt. Im harten Kampf um Sendeplätze geniesst Wissenschaftsberichterstattung in den Anstalten keine Unterstützung. Dies hat damit zu tun, dass die Verantwortlichen es noch immer schick finden, von "Mathematik" oder "Chemie" nichts zu verstehen. Zum Teil verkommt Wissenschaftsjournalismus im Fernsehen zur reinen Effekthascherei: Knoff-Hoff-Show. Die privaten Fernsehprogramme machen keine Wissenschaftsberichterstattung. Nur in Bremen bietet Tele Bremen auf Geheiss der Landesrundfunkanstalt eine Sendung an. Im Bereich des Hörfunks ist für Wissenschaftsberichterstattung in "durchmoderierten Musikteppichen" kein Platz. Wissenschaftsberichterstattung findet letztlich nur in Nischen statt, auch wenn in einzelnen Hörfunkprogrammen der Anteil der Wissenschaftsberichterstattung gesteigert worden ist.

Möglicherweise werden sich die Dinge im Rundfunk zum Besseren wenden, wenn der Generationenwechsel vollzogen wird. Möglicherweise werden dann Überlegungen zum Ausbau des Wissenschaftsjournalismus angestellt, die auch bei den Wochenmagazinen zum Erfolg des Wissenschaftsjournalismus beigetragen haben. Allerdings: Der entscheidende Indikator für die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist die Situation bei der dpa. Erst wenn dpa die zweite, dritte, vierte, xte Wissenschaftsjournalistin einstellt, wird sich die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland grundlegend positiv verändert haben.

Wissenschaftsberichterstattung ist besser geworden, vor allem verständlicher für Leser/innen. Die Themen der Wissenschaft sind für breitere Publika zugänglicher gemacht worden. Die Berichterstattung ist im positiven Sinn populärer. Dazu tragen auch andere Themen bei, zum Beispiel solche, die über den klassischen Bereich von Naturwissenschaft, Medizin, Technik hinausgreifen. Die Inhalte sind vielfältiger. Die Berichterstattung ist präziser geworden. Die früher üblichen Formen des Meinungsjournalismus ohne Faktenabstützung sind heute nur noch mit vielen Schwierigkeiten zu pflegen. Die Kontrollen - von Seiten der Leser/innen wie auch der Mitarbeiter/innen in den Wissenschaftsredaktionen - sind stärker geworden.

Das Förderprogramm hat den Wissenschaftsjournalismus etabliert. Es gibt ein Markenzeichen Bosch. Wichtige Positionen im deutschen Wissenschaftsjournalismus sind heute mit Bosch-Leuten besetzt und werden in absehbarer Zeit auch mit Bosch-Leuten besetzt werden. Das Förderprogramm hat die ausreichende Zahl hochqualifizierter Wissenschaftsjournalisten/innen bereitgestellt. Der Arbeitsmarkt ist wohl auf einige Zeit hinaus gesättigt. Die Hürde, in diesen Markt einzutreten, ist hoch. Für Neue ist es heute sehr, sehr schwer geworden. Das Förderprogramm hat den Zugang zu Redaktionen und Praktika eröffnet. Da wurden plötzlich Eintrittskarten vergeben. Ohne das Förderprogramm hätten sich die Türen für viele Kollegen/innen wohl nicht so leicht geöffnet. Unter den Beteiligten des Förderprogramms sind Netzwerke organisiert worden.

Es gibt heute - im besten Sinn - eine Bosch-Mafia, die sich durchaus auch mafiös zu verhalten weiss. Da kann zum Beispiel unter Stipendiaten/innen und Freien zum ersten Mal kollektiver Widerstand gegen Massnahmen bei bestimmten Auftraggebern organisiert werden. Da kann "Vitamin B" von Kollegen/innen für Kollegen/innen organisiert werden. Da kennt man sich einfach.

Zu den anderen Bereichen des Förderprogramms gibt es wenig zu sagen: "Zehn weitere jährliche Stipendien wären besser als ein Lehrstuhl gewesen". Der Bereich der direkten Förderung von Wissenschaftsjournalisten/innen war wohl der wirklich effiziente Teil des Programms.

Die Zukunft? Wenige pfiffige Freie ziehen im Moment viele Vorteile aus dem Zugang zum Internet. Aktuell ist dies ein individueller Marktvorteil. "Gut, das baut sich dann ab." Was bleibt ist der Kontakt mit Kollegen/innen "everywhere". Die Nutzung des Internet wird, da die Dienste schneller und billiger werden, zunehmen. Damit wird aber die Funktion der Wissenschaftsjournalisten/innen nicht wirklich beeinträchtigt. Ideen zur "Wissenschaftsberichterstattung on demand" sind recht, aber sie tragen nicht weit. Denn die Orientierungsfunktion, die Auswahlfunktion, das Zusammenstellen des interessanten, des überraschenden, aber auch substantiellen, gehaltvollen und umfassenden Menüs wird die Sache der Wissenschaftsjournalisten/innen bleiben. Die Leser/innen wollen nicht einfach nur gemäss ihren eigenen Interessen und Bedürfnissen bedient werden. Wo nur individuelle "Such-Profile" entwickelt sind, bleibt die Überraschung aus. Die Leser/innen wollen nicht mehr Spezialwissen, sie wollen umfassende Orientierung und allenfalls Akzentsetzungen.

Ansonsten wird gerade im Bereich der Wissenschaftsberichterstattung "Print" auch in Zukunft dominieren. Denn für den PC ist kein Platz im Bus, im WC und an der Küste (Bathroom, Beach, Bus).

Protokoll 14

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Freier Wissenschaftsjournalismus".

Wissenschaftsberichterstattung ist umfangreicher und besser geworden; zumindest in den "gehobenen" Printmedien sind Seiten und Redaktionen ausgebaut worden. Die neuen Wochenzeitungen und Magazine machen mit Themen der Wissenschaft - vor allem Themen der Medizin - Auflagen. In den Regionalzeitungen hat sich wenig bis gar nichts verändert. Im dualen Rundfunksystem bekundet Wissenschaftsjournalismus Schwierigkeiten. Im Hörfunk findet Wissenschaftsjournalismus in Nischen statt. Zum Teil werden neu Medienverbunde aufgebaut. Im Fernsehen ist die Wissenschaftsberichterstattung von Quoten abhängig. Sendungen werden abgebaut. Sendungen werden von Sendeplatz zu Sendeplatz weitergereicht. In den Dritten Programmen fehlen mehr und mehr die Finanzen. Zum Teil werden Wiederholungen programmiert. Bei den privaten Programmen findet wenig bis gar nichts an klassischer Wissenschaftsberichterstattung statt.

Es sind mehr Wissenschaftsjournalisten/innen, die zu Themen arbeiten. Es sind vor allem journalistisch besser ausgebildete, dazu fachkompetente und ab und zu sogar begnadete Wissenschaftsjournalisten/innen. Es ist wie beim Fussball: Reichte vor zehn Jahren hohe körperliche Fitness allein noch aus, so müssen die Leute heute körperlich fit **und** technisch perfekt sein. So ist es vergleichbar auch in der Wissenschaftsberichterstattung. Heute kann höhere Professionalität konstatiert werden. Die Journalisten/innen sind in der Sache und journalistisch kompetent. Und nicht wenige unter ihnen können wirklich gute Geschichten machen und erzählen. In der Tat wird die ideale wissenschaftsjournalistische Mitte viel öfter auch schon realisiert. Dazu hat das Förderprogramm entscheidend beigetragen. Die Stipendiaten/innen besetzen heute eine Reihe von wissenschaftsjournalistischen Schlüsselpositionen. Überall dort, wo Wissenschaftsberichterstattung auf- und ausgebaut wurde, stehen heute Bosch-Leute dahinter. Die Ausweitung und Verbesserung der Wissenschaftsberichterstattung hat - auch - damit zu tun, dass heute mehr Wissenschaftsjournalisten/innen auf dem Markt sind, die ihren Lebensunterhalt finden müssen. Die Märkte sind eng, aber in bestimmten Spektren mit bestimmter Ausrichtung und Aufmachung ausbaubar.

Das Förderprogramm hat die Türen geöffnet. Viele Naturwissenschaftler/innen hätten gerne Wissenschaftsjournalisten/innen werden wollen - ohne das Förderprogramm hätten sie dazu keine Chance gehabt. Das Förderprogramm hat den Zugang zum engen Ressort eröffnet. Allerdings ist es eine Illusion zu glauben, Wissenschaftsjournalismus könnte je flächendeckend organisiert werden. Das geht nur für kurze Zeit unter bestimmten Bedingungen von Aktualität und Zeitgeist. Das Förderprogramm war absolut notwendig. Sein entscheidender Beitrag bestand in der Förderung der journalistischen Qualifikation der Stipendiaten/innen. Das Förderprogramm hat ein Markenzeichen etabliert, das zur Förderung der Wissenschaftsberichterstattung insgesamt in den Redaktionen beigetragen hat.

Die Zukunft ist offen. Sicherlich kann der eine oder andere Medienverbund realisiert werden. Die Frage ist nur, beim Einstieg in das Internet zum Beispiel, wer finanziert das alles? Sind genug finanzielle Ressourcen aufzutreiben? In diesem Zusammenhang sollte doch mit grosser Vorsicht argumentiert werden. Allerdings, die Auswahlfunktion der Wissenschaftsjournalisten/innen bleibt im Rahmen der neuen Möglichkeiten virulent, auch wenn die Rezipienten/innen zumindest in Gebieten, in denen sie sich auskennen, zunehmend allein auf die Reise gehen.

Datenbankrecherche im Internet ist aber ein Stichwort. Die Möglichkeiten werden nur von wenigen Wissenschaftsjournalisten/innen wirklich genutzt. Das ist nicht nur eine Sache der Verfügbarkeit und der Kompetenz, sich Zugang zu verschaffen, sondern auch und vor allem eine Mentalitätsfrage. Hier könnte die Robert Bosch Stiftung durchaus eine neue Aufgabe finden. Nicht nur im Hinblick auf den Ausbau attraktiver wissenschaftsjournalistischer Netz-Dienstleitungen (Beispiel www.eurekaalert.org), sondern auch hinsichtlich der Zukunftssicherung wissenschaftsjournalistischer Arbeitsplätze: Wie wirkt sich Multimedia auf den Wissenschaftsjournalis-

mus aus? In welcher Form ist Multimedia den verschiedenen Nutzerkategorien angemessen? Wie können sich Wissenschaftsjournalisten/innen neu ihren Standort und Arbeitsplatz in veränderten multimedialen - zum Beispiel auch "papier-losen" - Welten sichern?

Protokoll 15

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Staat - Exekutive - Wissenschaft, Forschung, Technologie".

Die Lage des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist - zahlenmässig - besser geworden. Der quantitative Zuwachs drückt sich in mehr Seiten, auch in neuen Rubriken, vor allem in mehr Special-interest-Publikationen und schliesslich in einer grösseren Zahl von Wissenschaftsjournalisten/innen aus. Wissenschaftsjournalismus ist hoffähig geworden. Wissenschaftsjournalismus ist innerhalb seiner "klassischen" Grenzen ("Ghetto" Naturwissenschaften, Medizin) auch qualitativ besser geworden.

Gleichwohl könnte konstatiert werden, dass die Lage unverändert ist. Wir beschäftigen uns mit den gleichen Fragen wie vor 10, 15 Jahren. Nach wie vor hat es Wissenschaftsjournalismus nicht geschafft, aus den engen Grenzen auszubrechen und sich in die anderen Ressorts, das müssten vor allem Politik, Lokales und Wirtschaft sein, zu integrieren. "Grosse" Themen auf der Seite 1 sind weiterhin Themen sozusagen ohne Wissenschaftsberichterstattungsanteil. Chefredakteure und Verleger nehmen ihre Verantwortung zu wenig wahr. Es müssten mehr Wissenschaftsjournalisten/innen eingestellt und ausgebildet werden. Dabei ist darauf zu achten, dass diese in erster Linie als Journalisten/innen, vor allem als Lokaljournalisten/innen eingestellt und ausgebildet werden, die aber - ganz wesentlich - eine (natur-)wissenschaftliche oder eine Ingenieur-Ausbildung mitbringen.

Daraus wird eine wesentliche Kritik am Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus formuliert. Selbstverständlich hat das Förderprogramm zur zahlenmässigen Entwicklung des Berufsfeldes beigetragen. Hinterher kann sicherlich besser geraten werden. Aber: Das Förderprogramm hat gerade durch seine Konzentration auf Wissenschaftsjournalisten/innen, die ihre wissenschaftsjournalistische Praktika wiederum in Ressorts Wissenschaftsjournalismus absolvierten, zur "Ghetto"-Bildung weiter beigetragen. In dem Sinne sind die Ziele des Programms sicherlich erreicht worden: Es gibt eine grössere Zahl von Wissenschaftsjournalisten/innen. Aber: Die Grenzen des "Ghetto" sind nicht gesprengt worden. Hinzu kommt, dass der Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus mit einem Wissenschaftsjournalisten besetzt worden ist. Warum sind die gleichsam ewigen Zuordnungen nicht gesprengt worden? Was wäre gewesen, wenn eine Lokaljournalistin die Professur übernommen hätte? Hier wären auch die entscheidenden Änderungen für die Zukunft zu treffen: wenn zukünftige Praktika, dann bitte in allen anderen Ressorts, nur nicht im engen Feld des Wissenschaftsjournalismus.

Für die Zukunft ist von entscheidender Bedeutung, dass die Professoren/innen mit der Öffentlichkeit kommunizieren lernen. Dazu könnten regelmässig veranstaltete Seminare an den Universitäten beitragen. Ein Zwang zur Teilnahme muss sicherlich nicht geschaffen werden. Aber eine hohe Verbindlichkeit, an solchen Seminaren teilzunehmen, die darf schon stipuliert werden. Die Professoren/innen müssen endlich ihre Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit erkennen und wahrnehmen.

Die Initiativen, die durch das Förderprogramm angeregt worden sind, dürfen jetzt nicht einfach auslaufen. Für die Gesellschaft ist Kommunikation über wissenschaftliche technische Risiken, vor allem aber über den Nutzen wissenschaftlich-technischer Innovationen von entscheidender Bedeutung - gerade auch im Standort-Wettbewerb. Wissenschaftsjournalismus kann zukünftig dazu beitragen, indem verstärkt auch praktische und nützliche, alltagstaugliche Gesichtspunkte in den Vordergrund der Berichterstattung gerückt werden. Um dieser eminenten Bedeutung gerecht zu werden, bedarf es neuer und weiterer Initiativen vergleichbar den Anstrengungen der Robert Bosch Stiftung in der Vergangenheit. Das kann "nicht klein, klein" gemacht werden. Da müssen allenfalls mehrere Träger, Stiftungen, die öffentliche Hand und andere sich koordinieren. Nicht zuletzt hätten hier die Bertelsmann-Stiftung oder auch die Bundeszentrale für politische Bildung dankbare Aufgaben.

Protokoll 16

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Staat - Exekutive - Wissenschaft, Forschung, Technologie".

Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien ist umfangreicher und besser geworden. Der Gesprächspartner klammert den Hörfunk aus. In den Fernsehprogrammen der öffentlich-rechtlichen Anstalten werden interessante Sendungen geboten. In den privaten Fernsehprogrammen spielt Wissenschaftsberichterstattung nur eine bescheidene Rolle. Die grossen Qualitätszeitungen bringen heute mehr und vielfältigere Berichte über Wissenschaft. Die auflagenstarken Regionalzeitungen machen sicherlich auch mehr. Zudem gibt es mehr Wissenschaftsjournalisten/innen. Die Preise für Wissenschaftsjournalisten/innen sind inzwischen viele geworden.

Die Leistungen der Wissenschaftsjournalisten/innen sind zentral für die Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit. Das Publikum hat sonst keinen Zugang zur Wissenschaft.

Das Förderprogramm der Bosch Stiftung ist bekannt und hoch geschätzt. Der Gesprächspartner ist der Ansicht, dass die Idee des Programms von anderen Akteuren neu aufgegriffen werden sollte.

Die Aufgabe der Wissenschaftskommunikation ist in erster Linie eine Aufgabe des Journalismus und der forschenden Institutionen. Die öffentliche Hand engagiert sich für die Universitäten, sie muss darüber hinaus im Bereich der Wissenschaftskommunikation keine spezifischen Aktivitäten entfalten. Im übrigen ist der Wissensstand der deutschen Bevölkerung zu Fragen der Wissenschaft und Technik guter europäischer Durchschnitt. Wissenschaft und Technik sind vergleichbar und recht gut akzeptiert.

Selbstverständlich ist die Situation nicht so gut, dass sie nicht verbessert werden könnte. Wissenschaftliche Fragen werden als Faktor der politischen Willensbildung zunehmend eine wichtigere Rolle spielen. Entsprechend gewinnt Wissenschaftsjournalismus - als zentraler Träger der

Vermittlung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit - an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund sollten weitere Wissenschaftsjournalisten/innen gut ausgebildet werden. Das Programm der Bosch Stiftung ist anderen Trägern zur Nachahmung empfohlen.

In Zukunft werden die elektronischen Möglichkeiten der Informationsbeschaffung sicher eine grössere Rolle spielen. Der Gesprächspartner ist der Ansicht, dass Wissenschaftsjournalismus dadurch in keiner Weise verdrängt wird, dass aber für Wissenschaftsjournalisten/innen neue Recherchemöglichkeiten eröffnet werden. Instanzen der Mediation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit bleiben in der Reichweite beschränkt. Auch sie können nur mittels Wissenschaftsjournalismus öffentliche Wirkung entfalten.

Protokoll 17

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Spitzenforschung - Grossforschungseinrichtungen".

Die Wissenschaftsberichterstattung hat in den seriösen, international anerkannten Blättern (FAZ, SZ, Die Welt, Die Zeit) zugenommen. Allerdings kommen die deutschen Zeitungen im Verhältnis zu den international renommierten Zeitungen (NZZ, International Herald Tribune) immer später mit den Meldungen. Die Wissenschaftsteile der o.a. deutschen Zeitungen haben alle ihre spezifischen "Färbungen". In der einen Zeitung wird "die schmutzigste aller Energien nie angegriffen." In der anderen Zeitung wird das Thema des globalen Wandels mit überraschend offenen Perspektiven abgehandelt. In der dritten Zeitung wird Wissenschaftsberichterstattung nach der Devise vollzogen: "Ich bin dafür, dass wir dagegen sind."

Im Bereich des Rundfunks ist eine grosse Kluft zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Programmen wahrnehmbar. Der Unterschied spielt selbst in Tierfilmen. Noch dort muss in den privaten Programmen unterhaltend aufgemotzt werden. Dem Gesprächspartner ist diese Art des Programmchens so zuwider, dass er sich Interview-Anfragen bestimmter Programmveranstalter heute verweigert. Im Hörfunk werden dem Gesprächspartner bekannte Programme (BR, SRG, NDR, WDR) als höchst seriöse beurteilt.

Die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung ist entschieden besser geworden. Da wird heute sehr viel für das bessere Verständnis getan. Wer sich heute informieren will, der kann das ohne weiteres tun. Der Gesprächspartner nutzt die Wissenschaftsberichterstattung in den Wissenschaftsteilen um sich selbst über den Gang der Dinge in den anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu informieren.

Entscheidend allerdings ist, dass die grosse Mehrheit (publizistische Medien und Bevölkerung) von dieser Entwicklung unberührt bleibt. Der Gesprächspartner hat oft die Erfahrung gemacht, dass dpa nicht wenige Wissenschaftsnachrichten "schräg" in die Welt setzt. Die Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen drucken das entweder unverändert ab, oder sie setzen die Meldungen "noch schräger" in das Blatt.

Gleichwohl: Der Tenor ist positiv. Unter den Wissenschaftsjournalisten/innen gibt es nicht wenige, die C4-Professoren/innen ganz leicht "in den Sack stecken". Sie haben breites Wissen, agieren ohne Scheuklappen, sind in der Lage sich schnell und umfassend zuverlässige Informationen zu einem Thema zu organisieren, und sie sind auch in der Lage, die Themen mit guten Argumenten begründet zu beurteilen.

Vor diesem Hintergrund geht dem Gesprächspartner das "viele Gejammere" immer stärker auf die Nerven. Die Lage des Wissenschaftsjournalismus, der Wissenschaftskommunikation kann halt nur verändert werden, wenn die Kollegen/innen Wissenschaftler bereit sind, sich entschieden auf die öffentliche Kommunikation einzulassen. In der Tat ist es aber so, dass die grosse Mehrheit jedes Engagement vermissen lässt, dass nur wenige Wissenschaftler/innen bereit sind, sich mutig in der Öffentlichkeit zu exponieren. "Die haben schon Angst davor, der Minister könnte eine Augenbraue hochziehen." Es sind nur ganz wenige Kollegen/innen, die "gute" Informations- und Kommunikationsarbeit leisten. Und diese Wenigen werden dann von Nachfragen überschüttet und sind schlicht und einfach überfordert, wollen sie auch noch wissenschaftlich arbeiten. Zudem muss man ehrlich sein: Man ist in der Tat nicht in allen Gebieten der Wissenschaft kompetent. Da muss man verweisen können. Und man muss eben auch den Mut haben, problembewusste, übergreifende, zusammenhängende, interdisziplinäre Sichtweisen zu entwickeln. Da solche Darstellungen schon im Wissenschaftsbetrieb fehlen, wie sollen sie dann an die Öffentlichkeit vermittelt werden können.

Diese Perspektiven, die Zusammenhänge darstellen und Orientierungen ermöglichen, fehlen allerdings in besonderer Weise in der aktuellen Wissenschaftsberichterstattung. Aktuelle Meldungen und neue Befunde die sind von ansprechender Qualität, da ist an der Darstellung im Rahmen der Wissenschaftsberichterstattung kaum mehr etwas zu verbessern. Bei Zusammenhängen, Orientierungen, Wertungen "wird's dann ganz dünn."

Es ist allerdings so, dass der Ausgleich zwischen wissenschaftlicher und kommunikativer Kompetenz nur schwierig zu realisieren ist. Zudem - exponiert man sich in der Öffentlichkeit, handelt man sich nur Ärger ein. Wer bei seinem Leisten bleibt, dem passiert nix. Ansonsten sind die "Besserwisser und die Unverständigen" schnell mit Widerspruch parat - und die Kollegen/innen Wissenschaftler amüsieren und mokieren sich. Der Gesprächspartner meint deshalb auch, dass die kommunikative Arbeit von älteren Kollegen/innen gemacht werden sollte, die in ihren Disziplinen schon "Duftmarken" gesetzt haben, mit Widerspruch umgehen und selbst widersprechen können.

Das Projekt, mit einem Wissenschaftsjournalisten gemeinsam ein Buch zu machen, hat für die Beteiligten nur positive Erfahrungen gebracht. Der Wissenschaftler hat von der sprachlichen und textgestalterischen Kompetenz des Journalisten profitiert; der Journalist von der präzisen Denkarbeit des Wissenschaftlers. Nicht zuletzt hat man sich im gegenseitigen Umgang auch besser kennen gelernt. Der Gesprächspartner kann jetzt auch effizient mit den Anforderungen der Journali-

sten/innen leben. Er ist immer neu erstaunt, wieviel Journalisten/innen aus Gesprächen herausholen, bzw. wie sie die Dinge genau auf den Punkt bringen können. Der Gesprächspartner empfiehlt das Experiment zur vielfachen und vielfältigen Nachahmung. Die Diskussion zwischen Wissenschaftler/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen ist ein Transmissionsriemen, welcher der Wissensvermehrung und dem Verständnis für Wissenschaft und Forschung in der Öffentlichkeit nur dienlich sein kann. Nicht zuletzt war das gemeinsame Buch auch für die Disziplin so interessant, dass es in grosser Zahl für Einführungen in das Studium, aber auch zur Erläuterung der eigenen fachwissenschaftlichen Tätigkeit für Partner/innen bestellt wurde.

Ansonsten sieht der Gesprächspartner folgende Modelle der "Multiplikation": Regelmässige Veranstaltungen zwischen Wissenschaftler/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen an denen der neueste Stand des Irrtums ausgebreitet und diskutiert wird. Wissenschaftler/innen, die auf dem neuesten Stand des Irrtums und in zusammenhängender und orientierender Weise Curricula entwickeln und immer wieder überprüfen.

Der Gesprächspartner wünscht sich, dass in der Wissenschaftsberichterstattung mehr "Erfolgsgeschichten" gebracht werden. Die Wissenschaftsberichterstattung soll zeigen, dass die Veränderung der Gesellschaft und unserer Lebensweise nicht einfach immer nur Verzicht bedeutet. In vielen Veränderungsprozessen sind Lustgewinne angelegt. Die gilt es zu zeigen. Das ist die Botschaft für die Zukunft.

Protokoll 18

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Spitzenforschung - Grossforschungseinrichtungen".

Die aktuelle Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht nur schwer zu überblicken. Die Gesprächspartnerin äussert die feste Überzeugung, dass Wissenschaftsberichterstattung quantitativ ausgebaut worden ist. Einzelne Redaktionen beschäftigen eine grössere Zahl Wissenschaftsjournalisten/innen. Zum Teil stehen mehr Seiten für Wissenschaftsberichterstattung zur Verfügung. Die Themen der Wissenschaftsberichterstattung sind vielfältiger geworden. Themen der Wissenschaft werden in den verschiedenen Ressorts aufgegriffen. Qualitativ ist es so, dass Wissenschaftsberichterstattung - vor allem im Fernsehen - der Unterhaltungsindustrie nahe gerückt ist. Als Pädagogin muss frau darüber nicht unglücklich sein, werden doch so neue Möglichkeiten der Vermittlung für andere, vor allem aber auch jüngere Publika eröffnet. Als Wissenschaftskommunikatorin schätzt die Gesprächspartnerin die Situation etwas skeptischer ein, bleiben doch gewisse Gesichtspunkte klassischer Wissenschaftsvermittlung unberücksichtigt. Es gilt, zu entscheiden, welche in welcher Situation die wichtigeren Gesichtspunkte sind.

Viele junge Naturwissenschaftler/innen streben nicht länger eine wissenschaftliche Karriere an. Insbesondere Frauen stehen dem Laborbetrieb skeptisch gegenüber. In diesem Sinne entsteht zunehmend ein Potential von Wissenschaftsjournalisten/innen, die wissenschaftlich ausge-

bildet, stark an menschlichen Kontakten und an Kommunikation interessiert sind und ein lustvolles Verhältnis zur Vermittlung haben. Diese jungen Naturwissenschaftler/innen fragen in den verschiedensten Organisationen Praktikumsplätze und Arbeitsmöglichkeiten im Bereich der Wissensvermittlung nach. Redaktionen merken so, dass Potential für und Nachfrage nach Wissenschaftsberichterstattung vorhanden sind. Damit werden Verantwortliche in den Redaktionen auf Gedanken gebracht, die sie sonst nicht gedacht hätten. Im übrigen sind die jungen Naturwissenschaftler/innen längst nicht mehr auf Wissenschaftsjournalismus allein und ausschliesslich festgelegt. Sie sind flexibel und können sich Tätigkeiten in den verschiedenen Bereichen der Wissenschaftskommunikation vorstellen. In diesem Zusammenhang werden auch alle Möglichkeiten der elektronisch vermittelten Kommunikation interessant. On-line-Dienste, Experten-Maklersysteme sind in der Entwicklung begriffen. Für die Zukunft wird in verschiedenen Feldern neu Bedarf entwickelt.

Sicher, heute versorgen die on-line-Dienste vor allem spezialisierte und eng definierte Zielpublika. Aber die Situation kann sich öffnen. Entscheidend wird sein, ob die Finanzierung für breiter ausgelegte Netze gelingt. Sicher setzen die neuen elektronischen Möglichkeiten bei den Nutzern auch bestimmte Kompetenzen, die Apparate und Infrastrukturen bedienen zu können, voraus. Auf alle Fälle wird in der Institution der Gesprächspartnerin an den Aufbau sowohl spezialisierter als auch allgemeiner elektronischer Kommunikationsmöglichkeiten gedacht. Ob alles so kommt, ob sich alles bewährt, das sind andere Fragen.

Wir sollten uns von den allzu hohen Erwartungen an die Wissenschaftsberichterstattung verabschieden. Hohe Ansprüche an den Wissenschaftsjournalismus können ja nur von wenigen Redaktionen - unter den gegebenen Voraussetzungen und Umständen - erfüllt werden. Publizistische Medien sind vor allem auch Wirtschaftsunternehmen, die ein Produkt verkaufen müssen. Es ist doch so, dass in den meisten Fällen die wichtige Botschaft im Rahmen der Wissenschaftsberichterstattung zutreffend vermittelt werden kann. Wenn Einzelheiten nicht stimmen, ist das wirklich tragisch? Es gilt, ein unbelastetes Verhältnis zum Beispiel auch zum Boulevard zu entwickeln. Die Boulevardzeitung kann Folgen bewirken, wie dies andere publizistische Medien nicht können. Es gilt, zu entscheiden, was der wichtige Gesichtspunkt ist: Sollen grosse Publika erreicht werden? Soll absolute Seriosität gewahrt werden? Personalisierung von Wissenschaftsgeschichten ist als Möglichkeit zu nutzen, wenn damit Inhalte transportiert werden können - oder nicht? Wichtig ist, dass die unterschiedlichen Funktionen der publizistischen Medien für unterschiedliche Ansprüche der Wissenschaftsberichterstattung optimal genutzt werden. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist - werden die konkreten Markt- und Funktionsbedingungen von publizistischen Medien bedacht - annähernd optimal. Weitere Wünsche sind damit nicht ausgeschlossen.

Der Gesprächspartnerin liegt daran, dass die Wissenschaftler/innen nicht immer nur klagen. Wer kommunizieren will, der muss sich kümmern. Die Wissenschaftler/innen müssen sich mit der

Situation der publizistischen Medien und der Wissenschaftsberichterstattung befassen. Sie müssen sich interessieren, und sie müssen bereit sein, auf die Bedingungen und Umstände der Wissenschaftsberichterstattung sensibel einzugehen.

Beide Partner, Wissenschaftsjournalisten/innen und Wissenschaftler/innen, sind in den letzten Jahren sicherlich aufeinander zugegangen. Die Partner haben voneinander gelernt. Sie haben sich bemüht, die andere Welt kennenzulernen. Wissenschaftskommunikation wird von jedem Partner als wichtige Aufgabe ernst- und wahrgenommen. Wissenschaftsjournalisten/innen sind in die Labors gegangen. Die Wissenschaftsjournalisten/innen sind heute im Vorteil, denn die Wissenschaftler/innen sind weniger in die Redaktionen gegangen. Die Wissenschaftler/innen haben einen Nachholbedarf: Ihnen fehlt in vielen Fällen das know how, um mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Jedes Medientraining bietet für Wissenschaftler/innen fortgesetzt Aha-Erlebnisse. Leider sind die Angebote für Wissenschaftler/innen, die Welt der publizistischen Medien kennenzulernen, selten. Hier sollte mehr getan werden. An den Universitäten müssten Kommunikationstrainings und Seminare "Kommunikation mit der Öffentlichkeit" eingerichtet werden.

Mit dem Förderprogramm ist Wissenschaftsjournalismus hoffähig geworden. Die Redaktionen konnten, wenn sie nur wollten, die Themen der Wissenschaftsberichterstattung erschliessen. Die Stipendiaten/innen, die Praktikanten/innen waren das Mittel dazu. Wer hätte auch kostenlosen Praktikanten/innen den Arbeitsplatz verweigern wollen - mit welchen Argumenten? Mehr noch als in den Redaktionen der publizistischen Medien vermittelte das Förderprogramm Anstöße in den Pressestellen. Plötzlich gab es die Möglichkeit, Projekte zu verwirklichen. Neue Publikations- und Vermittlungsformen konnten entwickelt und erprobt werden. Die Gesprächspartnerin betont, wieviele neue Projekte in ihrer Institution mit Hilfe von Praktikanten/innen verwirklicht wurden und verwirklicht werden. Für die Stipendiaten/innen war mittels Praktikum der Weg zu den interessantesten Arbeitsplätzen eröffnet.

Die Stipendiaten/innen des Förderprogramms waren geprüft, und sie waren gut. Da musste keine Katze im Sack gekauft werden. Die Qualität der Stipendiaten/innen vermittelte überall einen enormen Anschlag. Und aus allen Stipendiaten/innen ist etwas geworden. Alle sind heute etabliert.

Kritisch hält die Gesprächspartnerin nur Einzelheiten fest. Warum wurden, werden keine weiteren Stipendiaten/innen-Treffen veranstaltet? Die Stipendiaten/innen sollten gepflegt, deren Beziehungsnetze untereinander gestärkt werden. Dieses Potential im Wissenschaftsjournalismus, in der Wissenschaftskommunikation in Deutschland sollte jetzt nicht einfach vernachlässigt werden. Kann vom Lehrstuhl in Berlin nicht mehr Initiative entwickelt werden?

Das Förderprogramm war ein gutes Programm. Gleichwohl sollten jetzt neue Impulse gesetzt werden. Der Bereich der Wissenschaftskommunikation, der Wissenschafts-PR drängt sich geradezu auf. Hier werden die zukünftigen wissenschaftsjournalistischen Arbeitsplätze geschaffen.

Alle alten Vorstellungen über PR sollten auf die Seite gerückt werden. Die PR-Agenturen stellen zunehmend Wissenschaftler/innen ein. Solche Initiativen gilt es zu fördern und zu unterstützen; nicht zuletzt deshalb, weil auch das kommunikative know how der Wissenschaftler/innen aufgebaut und gefördert werden muss. Die Wissenschaftler/innen müssen in die Lage versetzt werden, ihren Nachholbedarf in Sachen Wissenschaftskommunikation mit der Öffentlichkeit zu befriedigen, Kenntnisse von den realen Funktionsbedingungen der Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien zu erwerben, um dann auch erfolgreich zu kommunizieren.

Protokoll 19

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Publizistik-, Kommunikationswissenschaft".

Die Wissenschaftsberichterstattung in den Medien hat quantitativ zugenommen. Möglicherweise ist die Berichterstattung sogar "besser" geworden: Wissenschaftsjournalismus kann heute über verschiedene grafische Mittel verfügen. Wissenschaftsberichterstattung ist über die engen Grenzen eines Ressorts oder Ghettos hinausgewachsen. Allerdings: In den Grenzen der Ressorts oder Ghettos war Wissenschaftsjournalismus früher fundierte, hintergründige, zum Teil sogar tiefgründige Berichterstattung. Heute ist Wissenschaft als Gegenstand der Berichterstattung zwar in allen redaktionellen Teilen präsent, aber eher "verwässert", verkürzt, oberflächlich, "boulevardisiert". Mit anderen Worten: Wissenschaftsjournalismus unterliegt den Trends, denen alle journalistische Berichterstattung unterliegt. In den Redaktionen wird keine Zeit gegeben, um Wissenschaftsjournalismus zu pflegen. Die angeführten Trends wirken sich gerade im Bereich des Wissenschaftsjournalismus noch stärker aus als in anderen Ressorts. Leser/innen, die die frühere Wissenschaftsberichterstattung auf den entsprechenden Wissenschaftsseiten geschätzt haben, werden eine empfindliche Qualitätseinbuße feststellen.

Warum mehr Wissenschaftsberichterstattung: Die Abhängigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung von Wissenschaft und Forschung bringt sich so zum Ausdruck. Gesellschaft ist "wissenschaftshaltiger" geworden. Zu jedem Thema müssen Experten/innen befragt werden.

Grundsätzlich ist es so, dass eigentlich niemand etwas Genaues über die Lage des Wissenschaftsjournalismus weiss. Alle beziehen sich auf Studien aus den 70er und 80er Jahren. Über die Entwicklung seitdem werden absolut konträre Annahmen formuliert. Sicher ist Wissenschaftsjournalismus ein marginales Feld. Es ist ein absolut unwichtiger Bereich für Medien und Gesellschaft. Wenn überhaupt, dann kann Ignoranz konstatiert werden. Das Ministerium ist nicht daran interessiert. Das Ministerium fördert die wissenschaftliche Forschung, ist aber in keiner Weise daran interessiert, die Ergebnisse öffentlich und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Wissenschaftsjournalisten/innen sind nicht daran interessiert. Auf problembezogene Anfragen reagieren nur wenige. Letztlich wäre die Professionalität der Tätigkeit Wissenschaftsjournalismus erst noch zu begründen.

Wissenschaftsjournalismus ist auch an die Existenz einer entsprechenden wissenschaftsba-sierten Industrie gebunden. Nicht zuletzt könnte so zum Beispiel auch via Werbung Nachfrage nach "gutem" Wissenschaftsjournalismus in den Medien kreiert werden.

Der Einfluss des Förderprogramms auf die publizistikwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Wissenschaftsjournalismus ist bescheiden geblieben. Sicherlich waren zu Beginn die Impulse stärker. Sie blieben allerdings zeitlich und örtlich begrenzt. Der Berliner Lehrstuhl strahlt nicht nach Süddeutschland, nach Österreich oder in die Schweiz aus. Eine Vorbild- oder Anstosswirkung ist nicht erkennbar. Der fortgesetzte, andauernde Diskurs im Fach ist nicht in Gang gesetzt worden. Die Wissenschaftler/innen, die von der Robert Bosch Stiftung erfasst wurden, waren schon aus eigenen Interessen im Feld engagiert. Warum nicht einen "Wanderzirkus" organisieren, der durch die Länder zieht und mindestens zweimal im Jahr das Thema auf die Agenda setzt. Mehrere Lehrstühle - in schöner geographischer Verteilung - wären wohl wirksamer geworden. Möglicherweise wäre die Akademie, an der sowohl praktisch-theoretisch geforscht als auch praktisch-theoretisch Wissenschaftsjournalisten/innen ausgebildet würden, das "bessere" Programm gewesen.

In Zukunft? Eine gute wissenschaftsjournalistische Ausbildung der Wissenschaftsjournalisten/innen fördert sicherlich qualitativ anspruchsvolle wissenschaftsjournalistische Beiträge. Diese müssen allerdings auch publiziert werden können. Möglicherweise braucht es in Zukunft Produktionsbeiträge, damit die Beiträge an Frau und Mann gebracht werden können. Gute und breitverteilte "Geschichten" schaffen Nachfrage. So könnte eine Spirale in Gang gesetzt werden. Die Frage ist nur, wer heute die Anstossfinanzierung zur guten wissenschaftsjournalistischen Ausbildung überhaupt garantiert.

Protokoll 20

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Publizistik-, Kommunikationswissenschaft".

Der Gesprächspartner begrüsst die Unterscheidung von Wissenschaftskommunikation (Kommunikation unter Wissenschaftler/innen; Kommunikation aus und über Wissenschaft) und Wissenschaftsjournalismus. Wissenschaftskommunikation unter Wissenschaftler/innen ist in den letzten Jahren weniger diskursorientiert. Insbesondere in den Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaft wird der Diskurs über Prämissen und Bedingungen von Forschung und Erkenntnis abgebaut. Dies hat mit der Auftragsgebundenheit vieler Arbeiten zu tun. Die Wissenschaftler/innen erbringen Dienstleistungen und entwickeln auch ein entsprechendes Verständnis im Verhältnis zu den Auftraggebern. Sie üben zum Beispiel Legitimationsbeschaffungsrollen aus und produzieren Legitimation für Auftraggeber. Untereinander treten die Wissenschaftler/innen in Konkurrenz um Aufträge. Kommunikationsverhalten wird entsprechend entwickelt. Oft wird gar nicht kommuniziert. Wenn kommuniziert wird, dann nicht über Prämissen und Bedingungen von Forschung und Erkenntnis. Der Geltungsbereich von Ergebnissen wird nach aussen oft überzogen. Der Ge-

sprächspartner macht in diesem Zusammenhang auf die Diskrepanz zwischen Haupttitel und Untertiteln vieler professoraler Sachbücher aufmerksam; eine Diskrepanz, die selbstverständlich auch Folgen für die journalistische Berichterstattung hat.

Wissenschaftskommunikation als Kommunikation aus und über Wissenschaft. Der Gesprächspartner konstatiert eine Zunahme der industriellen Forschung und der von Verbänden und Organisationen beauftragten Forschung. Forschungsergebnisse, die überhaupt an die Öffentlichkeit vermittelt werden sollen, werden in professioneller Art und Weise vermittelt. Die PR-Abteilungen sind heute auf einem Stand, dass sie kaum Probleme haben, Forschungsergebnisse in der gewünschten Art über publizistische Medien zu vermitteln. Der Gesprächspartner nennt als Beispiele Shell, Hoechst. Mit der Entwicklung verknüpft, ist eine Reduktion der Thematisierung von Wissenschaft in dem Sinne, dass Prämissen und Bedingungen der Forschung und der Erkenntnisse kaum mehr kommuniziert werden. Und von journalistischer Seite wird dazu kaum gefragt und nachgefragt.

Dies ist der Hintergrund, vor dem Wissenschaftsjournalismus heute zu beurteilen ist. Zahlenmässig ist zu konstatieren, dass qualifizierte Wissenschaftsjournalisten/innen nicht in grosser Zahl nachgefragt werden. Offensichtlich aber hat der Wissenschaftstransfer in die Öffentlichkeit zugenommen und nimmt zu. Doch: Wissenschaftsjournalismus befindet sich auf dem Rückzug. Mit anderen Worten: Die interessierte Forschung kann ihre Ergebnisse und Materialien vergleichsweise einfach und gut in die journalistische Berichterstattung einbringen, während die Selbststeuerung journalistischer Produktion tendenziell abnimmt.

Der Gesprächspartner konstatiert einen Wechsel zum "themenzentrierten" Journalismus. Darunter ist zu verstehen, dass die auflagenstarken Zeitungen zu allen möglichen Themen Seiten und/oder Rubriken einrichten. Es versteht sich von selbst, dass zu Themen "Gesundheit", "Hochschule", "Personal Computer" u.ä. wissenschaftliche Informationen bei entsprechenden Anbietern, Institutionen und Organisationen nachgefragt werden; diese stellen im übrigen Materialien in umfassender, aber partikular interessierter Weise auch sehr gerne bereit. Seiten und Rubriken schaffen organisationelle und redaktionelle Zwänge, da die Seiten und Rubriken auch immer wieder gefüllt werden müssen. Mit anderen Worten: Es werden noch mehr Materialien von interessierter Seite nachgefragt. Redaktionen und Verlage schlagen allerdings zwei Fliegen mit einer Klappe: Diese Seiten und Rubriken können vergleichsweise kostengünstig produziert werden. Die Publikumsnachfrage nach solchen Themen ist ausgewiesen. So können nutzerorientierte Perspektiven entwickelt werden.

Im übrigen liegt hier auch das Problem der special-interest-Zeitschriften. Für die vermehrte und verstärkte Thematisierung von kleinsten Themenbereichen sind - journalistisch - zu wenig Ereignisse, letztlich auch zu wenig Themen vorhanden.

Wissenschaftsjournalismus könnte und sollte in offenen redaktionellen Strukturen betrieben werden. Das heisst, dass Ereignisse und Themen unter journalistischen Gesichtspunkten, zum

Beispiel unter dem der Aktualität, ausgewählt werden. Dann sind sozusagen die wissenschaftshaltigen Gesichtspunkte auszuloten und darzustellen. Ein solches Verfahren setzt allerdings hohe journalistische und fachliche Kompetenz bei den Journalisten/innen voraus. Heute sind die Gewichte immer ungleich verteilt: Entweder hohe fachliche und geringe journalistische Kompetenz; oder eine "idiotische Thematisierung aus wissenschaftlicher Inkompetenz" bei ausgewiesener journalistischer Kompetenz. Heute ist davon auszugehen, dass in vielen Fällen die wissenschaftliche Validität nicht eingeschätzt wird und nicht eingeschätzt werden kann. Dazu kommen noch alle journalistischen Fehlleistungen, die sich unter Produktionsstress nun einmal einstellen können. Kann die Situation verbessert werden? Der Gesprächspartner plädiert für "Aufbau-Studiengänge" - nicht "Aufbau-Studiengängelchen". Die Teilnehmer/innen bringen fachliche Kompetenz aus ihren Studiengängen mit und erwerben sich nun journalistische Kompetenz. Dass solche Aufbau-Studiengänge in engster Zusammenarbeit mit der Praxis entwickelt werden sollten, das versteht sich für den Gesprächspartner von selbst. Ob denn die Ausgebildeten am Ende noch Wissenschaftsjournalisten/innen heißen sollten, darüber könnte, zum Beispiel unter Gesichtspunkten des Marketing, durchaus diskutiert werden.

Ist es denn sinnvoll, eine Vielzahl von Aufbau-Studiengängen einzurichten, wenn in den Medienunternehmen keine Nachfrage geäußert wird? Das ist nicht das Problem. Gute Ausbildung repräsentiert durch "gute Leute" kann die Nachfrage stimulieren.

Hinsichtlich des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus führt der Gesprächspartner aus, dass es zu wenig bekannt war, zu wenig bekannt gemacht wurde. Sicher, alle die interessiert im Feld arbeiteten oder sich damit beschäftigten, erfuhren irgendwie und irgendwann davon. Möglicherweise war das Förderprogramm eine allzu "kopflastige" Sache, zu wenig in der Medienpraxis selbst verankert. Mangelnde Kooperation mit der Praxis - zumindest diese sollte in Zukunft vermieden werden.

Protokoll 21

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Publizistik-, Kommunikationswissenschaft".

Wissenschaftsjournalismus in Deutschland, da hat sich in den Redaktionen in den letzten zwei Jahrzehnten wenig verändert. Stagnation ist zu konstatieren. Wie in den 70er und 80er Jahren führt Wissenschaftsjournalismus in der Regionalpresse - wenn überhaupt - ein Nischendasein. In den überregionalen Zeitungen sind durchaus positive Entwicklungen zu verzeichnen. Dort wurden mehr Wissenschaftsjournalisten/innen engagiert, die Seiten "Wissenschaftsberichterstattung" wurden vermehrt. Die neuen politischen Wochenblätter (Die Woche, Focus) setzen auf Wissenschaftsjournalismus. Sie machen daraus Titelgeschichten. Titelgeschichten, die im übrigen gut, nämlich second best verkaufen. Wissenschaftsberichterstattung muss dort immer einen gewissen Gebrauchswert haben. Das geht in Richtung Ratgeberjournalismus. Im Bereich der Publikumszeitschriften gibt es Geo und PM, Erfolgsgeschichten also, aber auch Einstellungen. "Bild der Wissenschaft" stagniert. Was den Rundfunk betrifft, so ist Wissenschaftsjournalismus im privaten Bereich so gut wie nicht existent. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten haben aber daraus kein Kapital, im Sinne einer bewussten alternativen Profilierungsstrategie, geschlagen. Bei den öffentlich-rechtlichen Programmen, insbesondere beim Fernsehen, ist es sogar so, dass die "klassische" Wissenschaftsberichterstattung zugunsten unterhaltender Informationsformen abgebaut wurde: Das heisst beim ZDF nun "Abenteuer" Forschung. Die Knoff-Hoff-Show ist eine Art "Gag-Revue". Ein trübes Kapitel stellen nach wie vor die Nachrichtenagenturen dar, insbesondere dpa mit zwei Redakteuren/innen. In den publizistischen Medien der neuen Bundesländer ist Wissenschaftsjournalismus - im Vergleich zu DDR-Zeiten - signifikant abgebaut worden.

Tschernobyl, das Jahrzehnt der wissenschaftlich-technischen, aber auch der Informations-Katastrophen, hat keinen heilsamen Schock ("Sputnik-Schock") ausgelöst. Zu konstatieren ist, dass allenfalls in den Querschnitt-Themen (Ökologie, Energie, ...) grössere Wissenschaftsanteile verarbeitet werden. Möglicherweise ist sogar der Anteil der Wissenschaftsberichterstattung im allgemeinen Teil der Berichterstattung grösser geworden. Wir wissen das nicht. Einzelne Studien behaupten das zwar. Aber, die Ergebnisse könnten sich als Artefakte aufgrund veränderter Messlatten erweisen. Die kritischen Anteile sind in den Studien signifikant heruntergesetzt worden. Der Gesprächspartner ist und bleibt auf alle Fälle äusserst skeptisch gegenüber Erfolgsmeldungen dieser Art. Es fehlt die verlässliche Longitudinalstudie, die entsprechende Ergebnisse generieren würde. Die müsste jetzt gestartet werden.

Sicher ist es so, und dieser Faktor macht den Befragten vorsichtig optimistisch, dass die in den Journalismus Neueintretenden heute alle abgeschlossene Hochschulstudien und damit auch eine gewisse Affinität zu wissenschaftlichen Themen mitbringen. Und selbstverständlich ist die Bedeutung der Wissenschaft als Produktivkraft stärker in das öffentliche Bewusstsein eingedrungen. Und sicher werden ratgebende Leistungen - in denen Wissenschaftsanteile enthalten sind - in den publizistischen Medien von den Rezipienten/innen nachgefragt. Hier zeigt sich aber schon

wieder Ambivalenz: Heute werden eher "Experten des Alltags", also Betroffene, weniger Wissenschaftler/innen als Experten/innen befragt.

Die Konzentration des Förderprogramms auf Probleme der Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten/innen wird positiv beurteilt. Das Programm brachte viele interessante Persönlichkeiten in den Wissenschaftsjournalismus. Nicht wenige konnten sich in der Szene etablieren. Das Förderprogramm bot ein Forum für das Gespräch zwischen verschiedenen Beteiligten. Vergleichbare Foren fehlen in vielen anderen Bereichen des Journalismus. Gerade im Rahmen dieser Gespräche vermittelten sich enorm viele Anregungen in allen Richtungen. Gleichwohl ist zu konstatieren, dass das Förderprogramm die Schwerpunkte seiner Zielsetzungen veränderte, auch den Weg des geringeren Widerstandes ging. Am Anfang hatten Zielsetzungen hinsichtlich der Institutionalisierung des Wissenschaftsjournalismus in den Redaktionen sicherlich einen höheren Stellenwert. Da zeigte sich aber auch, dass Chefredaktionen und Unternehmensleitungen nicht so kooperierten, wie erhofft. Da ist möglicherweise zu früh aufgegeben worden, hätte hartnäckiger nachgesetzt werden sollen. Es wurden dann die leichteren Böden, zum Beispiel die Ausbildung, beachtet. Möglicherweise wäre es sinnvoll gewesen den "Wanderzirkus" (Tagungen und Colloquien; hier und dort) beizubehalten: Die Institutionalisierung des Lehrstuhls in Berlin mauerte fest. Die Ausstrahlung in alle Teile des Landes verblasste. Standortpolitik wurde nun zur Pflicht.

Was die Publizistikwissenschaft betrifft, so ist zu sagen, dass es Forschung zum Thema Wissenschaftsjournalismus vor dem Förderprogramm gab und auch nach dem Förderprogramm gibt. Bevor das Programm für sich im nachhinein allenfalls zu viel Ruhm in Anspruch nimmt, ist zu fragen, welche Studien und Erhebungen denn gefördert wurden? Keine! Das Förderprogramm war keineswegs in besonderer Weise wissenschaftsfreundlich. Aber, das Förderprogramm vermittelte - anlässlich seiner Tagungen - eine Reihe von Anregungen, wie ja auch die Gespräche unter den Beteiligten manche Anregung boten. Auf alle Fälle erschloss das Förderprogramm kein neues Forschungsfeld für die Publizistikwissenschaft. Es lief allenfalls parallel zu Bemühungen, die in der Disziplin auch unabhängig entfaltet waren. Und eines soll auch noch gesagt werden: Die beteiligten Fachjournalisten/innen verhielten sich zu den beteiligten Wissenschaftler/innen manchmal recht distanziert.

Die vielen Postulate und Appelle bewirkten in den letzten 20 Jahren in den Redaktionen nur wenig. Möglicherweise wäre es effizienter gewesen, neue flexible redaktionelle Organisationsmodelle aufzuzeigen und zu propagieren. Allerdings: Die fachliche Kompetenz aller Journalisten/innen ist im Ansteigen begriffen. Da sind Entwicklungen angelegt. Vielleicht ändert dieser Trend etwas. Zudem werden in einzelnen Teilen des Mediensystems die Ressorts heute anders, flexibler und offener geschnitten. Selbstverständlich darf man in diesem Bemühungen den Trend zum Infotainment nicht unterschlagen. Aber es ändert sich etwas. Es bewegt sich etwas. Die Lokalredaktionen zum Beispiel bauen Sub-Ressorts auf, die wiederum spezifische Expertensysteme aufbauen.

Auch wenn Wissenschaftsjournalismus sich mit anderen Kanälen und Formen der Wissenschaftskommunikation (Museen - zum Beispiel) vernetzt und transformiert, der Transfer von Wissen bleibt als Problem erhalten. Daran muss auch weiterhin gearbeitet werden. Wissenschaftsjournalismus braucht weiterhin Förderung und Unterstützung, Anstoss von aussen. Eine neue Förderung könnte die Recherche zum Bezugspunkt haben. Da sollten Dienste entwickelt, aber auch die Wissenschaftsjournalisten/innen an diese Dienste herangeführt und damit vertraut gemacht werden. Nicht zuletzt sollte das Forum zum Gespräch zwischen den verschiedenen am Wissenschaftsjournalismus Interessierten - hoffentlich auch mit neuen Gesichtern - weiterhin gefördert und animiert werden.

Gleichwohl, Wissenschaftsjournalismus ist ein journalistisches Feld, das viel Aufmerksamkeit und Förderung genießt. Andere journalistische Felder bleiben in dieser Hinsicht am Rande. Und trotzdem hat sich im Wissenschaftsjournalismus sehr wenig getan und verändert. Es ist schon so, dass unter Journalisten/innen nach wie vor eine gewisse Aversion gegen Wissenschaft zu konstatieren ist. Und es ist auch so, dass den Chefredakteuren und Justitiaren der Zugang zum Wissenschaftsjournalismus abgeht. Die wirklich innovativen "Pressemenschen" fördern heute den Wissenschaftsjournalismus. Möglicherweise verhilft der Markt, verhelpen Bedürfnisse der Rezipienten/innen dem Wissenschaftsjournalismus zum Durchbruch. Möglicherweise kehren die Rezipienten/innen nach der Übersättigung an Unterhaltung zu klassischen Informationsangeboten zurück. Es wird interessant sein, was die innovativsten unter den privaten TV-Machern in dieser Hinsicht entwickeln. Möglicherweise kehren klassische Figuren der Wissenschaftsvermittlung - mit neuen Gesichtern - wieder.

Protokoll 22

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Publizistik-, Kommunikationswissenschaft".

In den überregionalen Tageszeitungen ist die Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut worden. Bei einzelnen Titeln verläuft die Entwicklung sprunghaft. Neue Themen sind erschlossen worden. Bei den Regionalzeitungen darf - mit grosser Vorsicht - von einem Ausbau gesprochen werden. Insbesondere ist die lokale Wissenschaftsberichterstattung von der Universität vor Ort ausgebaut worden. Bei den Zeitschriften ist entscheidend, wo die Grenze der Wissenschaftsberichterstattung gezogen wird: Werden Computerzeitschriften einbezogen, dann ergibt sich ein anderes Bild. Sicher ist es so, dass hier anwendungsbezogene, nutzerorientierte Gesichtspunkte im Vordergrund der Berichterstattung stehen. Eine "klassische", erklärungs- und aufklärungsorientierte Wissenschaftsberichterstattung ist in diesem Rahmen nicht zu erwarten. Im Rundfunk - unter der Bedingung der Einrichtung privater Rundfunkprogramme - geht die Entwicklung in die gleiche Richtung. Der klassische öffentlich rechtliche Bildungsauftrag wird zurückgebunden. Wissenschaftsberichterstattung wird zunehmend in anderen thematischen - zum Beispiel Fitness - und in neuen spielerisch bestimmten Formen - zum Beispiel Knoff-Hoff-Show - angeboten.

Mit einiger Vorsicht kann insgesamt von einer positiven Entwicklung gesprochen werden. Festzuhalten ist auf alle Fälle, dass sich die Zahl der Wissenschaftsjournalisten/innen im Zeitraum wohl vervierfacht hat. Zu dieser Entwicklung hat das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus beigetragen. Für manche eröffnete das Stipendium den Weg in den (Wissenschafts-)Journalismus. Die Förderung der Stipendiaten/innen war der wichtigste Teil des Programms; insbesondere auch deshalb, weil Praxisnähe und Transferorientierung stark betont wurden. Allerdings waren die Erfahrungen der Stipendiaten/innen in den einzelnen Praktika unterschiedlich. An manchen Orten hätte stärker gesteuert werden sollen. Sicher wären auch ergänzende Seminare förderlich gewesen. Solche hätten auch zu einer stärkeren Vernetzung der Stipendiaten/innen geführt. Allerdings hätten dann auch die finanziellen und personellen Ressourcen im Programm verstärkt werden müssen.

Die Beschäftigung mit Wissenschaftsjournalismus an den Universitäten ist inzwischen hoffähig geworden. Sicher hat das Förderprogramm die (publizistik-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Wissenschaftsjournalismus nicht erfunden. Aber das Programm konnte gegebene Ansätze aufgreifen und verstärken. Die Auseinandersetzung konnte im Rahmen der Colloquien umfassender und breiter geführt werden. Nicht zuletzt war an den Colloquien die *crème de la crème* der damaligen Publizistikwissenschaft präsent.

Der Dialog mit den Verlagsleitungen, Chefredaktionen, Programmdirektionen konnte keine vergleichbaren Erfolge verzeichnen. Möglicherweise wären informelle Einzelgespräche erfolgreicher gewesen. Heute könnte mit Erfolgsgeschichten (Wissenschaftsseiten, die in besonderer Weise genutzt werden; Titelgeschichten, die Ausgaben verkaufen) aufgewartet werden. Diese Erfolgsgeschichten gab es in den 80er Jahren nicht. In diesem Bereich blieb eine Breitenwirkung aus, ebenso im Bereich der Teilnahme von Wissenschaftler/innen am Redaktionsalltag oder im Bereich der Teilnahme von Journalisten/innen am Laborbetrieb. Für die einzelnen Persönlichkeiten wurden sicherlich lebhaft und bleibende Eindrücke vermittelt. Aber von der Anlage her waren dies unterstützende Einzelaktionen.

Die Frage der Institutionalisierung von Wissenschaftsjournalismus soll neu gestellt werden. Allerdings müssen die Freien Journalisten/innen Ansprechpartner/innen in den Redaktionen haben. Aber ein Modell: 1 Wissenschaftsredakteur/in und 50 Freie Wissenschaftsjournalisten/innen ist einem Modell 3 Wissenschaftsredakteure/innen und 5 Freie Wissenschaftsjournalisten/innen vorzuziehen. Selbstverständlich ist vorausgesetzt, dass ausreichend Mittel in den Honorartopf für die Freien Wissenschaftsjournalisten/innen eingebracht werden. So verstanden, kann "outsourcing spezialisierter Kompetenz" viele Vorteile bewirken. Das Potential der Freien Wissenschaftsjournalisten/innen kann auch für Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen Anreiz bieten, den einen oder anderen Artikel Wissenschaftsberichterstattung zu übernehmen. Auf alle Fälle ist die Leistung Wissenschaftsjournalismus unter diesen Umständen weniger teuer, als wenn eine Festanstellung finanziert werden muss.

Die Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland ist heute erfreulicher als zu Beginn der 80er Jahre. Geht es um den weiteren Ausbau und die Verbesserung des Wissenschaftsjournalismus, dann scheint der Weg über eine ausgebaut und verbesserte Wissenschaftskommunikation erfolgversprechend. Das Vorfeld von Wissenschaftsjournalismus sollte also verbessert werden. Dazu gehört auch, dass die Berichterstattung der Agenturen verbessert wird. Die Universitäten müssen grössere Anstrengungen unternehmen. Viele Pressestellen der Universitäten sind unterbesetzt. Die Unternehmen müssen sich damit auseinandersetzen, dass nicht immer nur Partikularinteressen - auch in der Geheimhaltung von Forschungsergebnissen - wahrgenommen werden können, vielmehr auch der Gesichtspunkt der Wissenschaftskommunikation insgesamt gepflegt werden muss. Es macht also Sinn, ein neues Förderprogramm Wissenschaftskommunikation zu lancieren.

Der Gesprächspartner arbeitet selbst als Wissenschaftsjournalist - neben der Hauptrolle als Wissenschaftler. Er kann seine Themen plazieren. Die Erfahrung, mit den Redaktionen und Journalisten/innen umgehen zu können, ist förderlich. Wissenschaftler/innen, wenn sie schreiben können, können über die Pressestellen viele Artikel vergleichsweise einfach lancieren.

Protokoll 23

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Förderung des Verständnisses für Wissenschaft, Forschung, Technologie - Public Understanding of Science".

Der Gesprächspartner bemerkt, dass sich einerseits an der Situation des Wissenschaftsjournalismus nicht viel geändert habe. Andererseits zeigen sich bewusstseinsmässige Änderungen bei Wissenschaftsjournalisten/innen und Wissenschaftler/innen dahingehend, dass Probleme von Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus heute deutlicher erkannt werden.

In den publizistischen Medien wird Wissenschaft häufiger thematisiert. Der Grund liegt darin, dass immer mehr wissenschaftshaltige Themen sich für die Berichterstattung aufdrängen. Als Beispiel: BSE. Ansonsten hat sich in den Redaktionen und Medienunternehmen wirklich nicht viel verändert. Im Bereich des Rundfunk zeigt sich allerdings, dass die Unternehmen des Privatfernsehens der Wissenschaftsberichterstattung und der Wissenschaft keinen Sonderstatus gewähren. Die Angebote sind zum Teil "schauderhaft". Die Frage ist, ob sich damit Rückwirkungen auf die öffentlich-rechtlichen Programme ergeben. Im Moment kann der Gesprächspartner solche noch nicht erkennen. Im Bereich der neuen Magazine (Focus) scheint das Angebot von guter Qualität zu sein, zumindest kamen dem Gesprächspartner solche Beurteilungen zu Ohren. Bei den regionalen Tageszeitungen hat sich gar nichts verändert. Nach wie vor ist in diesem Bereich kein Engagement und damit auch keine Veränderung erkennbar.

Vor diesem Hintergrund bleibt der "klassische" Kern der Wissenschaftsberichterstattung erhalten. Den Begriff "Ghetto" möchte der Gesprächspartner nicht einfach negativ verstanden wissen. Selbstverständlich fehlt die "Ausstrahlung" in andere Bereiche der redaktionellen Berichter-

stattung hinein. "Ghetto" steht aber auch für gute und spezifische Themenangebote für kleine, feine Publika. Diese sind es wohl in erster Linie, die auch für neue Angebote auf CD-ROM oder auf on-line-Verbindungen zugänglich sind. Ähnlich wie beim Sachbuch sind diese Publika begrenzt. Ähnlich wie beim Sachbuch steht das Interesse an der Form, an der Ästhetik vor dem Interesse am Inhalt. Das Entwicklungspotential sollte allerdings nicht unterschätzt werden.

Wird sich etwas ändern? Nein, denn die betriebswirtschaftliche Situation der Redaktionen scheint in besonderer Weise angespannt zu sein. Es gibt zudem keine wesentlichen Impulse zur Veränderung der Situation. Auf der einen Seite findet die spezialisierte Nachfrage kleiner Publika durchaus ihr Angebot. Wissenschaftsseiten, Wissenschaftssendungen und die neu im Markt etablierten Magazine reichen zur Befriedigung dieser Nachfrage ausreichend aus. Und nach anderen Formen der Wissenschaftsberichterstattung in den sonstigen redaktionellen Teilen besteht - im Moment - keine wirkliche Nachfrage. Dies könnte sich ändern, wenn es gelänge, Wissenschaftsberichterstattung neu auszurichten. Allerdings müssten dann die Interessen der Rezipienten/innen viel stärker beachtet werden. Ratgeber-Journalismus könnte in seriöser Weise, ebenso könnte eine neue journalistische Art und Weise des Umganges mit Experten/innen entwickelt werden. Publika könnten dann allenfalls die Art des differenziert kritischen journalistischen Umganges mit Experten/innen schätzen lernen. Im Moment sind Laien, auch aufgrund des fehlenden journalistischen Angebots, gar nicht in der Lage, solche Qualität der Berichterstattung beurteilen und nachfragen zu können.

Der Gesprächspartner beurteilt die Teile des Förderprogramms, die er selbst aus eigener Erfahrung kennt, sehr, sehr positiv. Das Förderprogramm hat wesentlich dazu beigetragen, die Zahl gut ausgebildeter Wissenschaftsjournalisten/innen in Deutschland zu erhöhen. Sicher, das Problem, dass die Stipendiaten/innen sich in grosser Zahl als Freie Journalisten/innen durchschlagen müssen, existiert. Daraus ergibt sich aber auch die Chance für die Wissenschaftskommunikation, dass sich die Stipendiaten/innen neue Betätigungsfelder suchen, dass sie neue Felder der Wissenschaftskommunikation aktivieren und strukturieren. Nicht zuletzt relativiert sich dadurch auch der Wissenschaftsjournalismus, weil viele neue Informationskanäle für die Wissenschaftskommunikation auch Zugänge zu neuen Publika erschliessen. Und es ist ja auch nicht schlecht, wenn die Jahresberichte wissenschaftlicher Institutionen lesbar werden.

Das Förderprogramm hat Wissenschaftsjournalismus als publizistikwissenschaftliches Betätigungsfeld hoffähig gemacht. Der Gesprächspartner bemerkt, dass er ohne die Unterstützung des Förderprogramms heute wohl an einem anderen Ort und auf einem anderen Gebiet arbeiten würde. Das Förderprogramm hat ein Diskussionsforum geboten. Das Förderprogramm hat an vielen Orten Anstösse vermittelt, um die Auseinandersetzung mit dem Problem überhaupt beginnen, um Ideen verwirklichen zu können.

Es sollte von publizistikwissenschaftlicher Seite nicht kritisiert werden, dass das Programm in erster Linie auf die journalistische Praxis zielte. Auch das Argument, dass sich das Förderpro-

gramm zu wenig präsentiert habe, zu wenig auf die Leute zugegangen sei, lässt der Gesprächspartner so nicht gelten.

Im übrigen hat sich das Förderprogramm sensibel und lernfähig gezeigt. Es war sicherlich dem älteren Modell des einseitig gerichteten Wissenschaftstransfers verpflichtet. In der Tat haben sich im letzten Jahrzehnt Änderungen ergeben, ist man darauf aufmerksam geworden, dass die Individuen individuelle Informationsnachfrage-Strategien entwickeln. Aber diese Probleme sind zum Beispiel im Rahmen zweier Seminare aufgenommen und behandelt worden. Wohl hätten Wissenschaftler/innen und Rezipienten/innen stärker in das Förderprogramm einbezogen werden können. Ebenso hätte die Rezipientenforschung durch das Programm stärker gefördert werden können. Deren Ergebnisse hätten schliesslich auch den Wissenschaftsjournalisten/innen bei der Vermittlungsarbeit geholfen. All dies ändert nichts daran, dass das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus auf die gesellschaftliche Agenda gesetzt und wesentliche Impulse zur Auseinandersetzung mit dem Problem vermittelt hat.

Für die Zukunft sieht der Gesprächspartner die wesentliche Aufgabe im Bereich von Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus darin, "Experten fit zu machen". Es gilt, den Experten/innen Kommunikationskompetenz zu vermitteln. Kompetenz im Umgang mit Themen aus dem Bereich der wissenschaftlich technischen Risiken sollte allerdings auch in die "normale" journalistische Ausbildung integriert werden. Von grosser Bedeutung ist, dass sich beide Seiten mit den Rezipienten/innen und deren Bedürfnissen auseinandersetzen. Dazu kann vermehrt auch die entsprechende Forschung beitragen. Im Journalismus geht es darum, den Rezipienten/innen Informationen an die Hand zu geben, mit denen sie sich weitere Informationen erschliessen können. Der Gesprächspartner ist der Ansicht, dass mit mobilisierenden Informationen auch die Nutzen der Rezipienten/innen gefördert werden können. Schliesslich muss es darum gehen, individualisierte und individuell nachfragbare Angebote im Bereich der Wissenschaftskommunikation und des Wissenschaftsjournalismus zu erschliessen. Für die Laien müssen individuelle Zugänge zu individueller Expertise eröffnet werden. Sicherlich kann dies nicht alles von heute auf morgen realisiert werden. Der Gesprächspartner ist allerdings optimistisch: "Fliesst das Geld wieder leichter, dann wird's besser."

Protokoll 24

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Förderung des Verständnisses für Wissenschaft, Forschung, Technologie - Public Understanding of Science".

Es gibt zu wenig Wissenschaftsberichterstattung. Die Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien orientiert sich fast ausschliesslich an der Aktualität. Wissenschaftsberichterstattung ist in grossem Umfang auf Naturwissenschaften und Medizin begrenzt. Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften, Kulturwissenschaften fehlen im Angebot. Wenn es um die kontinuierliche Darstellung von Zusammenhängen geht, um Orientierungswissen, dann muss eine absolute Lücke konstatiert werden.

Soweit aktuelle Wissenschaftsberichterstattung gemeint ist, kann festgestellt werden, dass einzelne publizistische Medien, namentlich Focus, ganz verdienstvoll agieren. Die öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramme haben keine erkennbare Strategie im Umgang mit Wissenschaft. Da werden allenfalls "spektakuläre Luftblasen" produziert. Es werden Effekte gesucht, nicht Zusammenhänge dargestellt. Gleichwohl ist festzuhalten, dass in den Dritten Programmen noch immer bemerkenswerte Sendungen produziert werden. In den privaten Programmen wird keine Wissenschaftsberichterstattung veranstaltet.

Die Wissenschaftskommunikation erschöpft sich oft in "platter PR" für vordergründige Interessen. Aus der universitären Forschung wird heute eine Vielzahl von Erkenntnissen sozusagen nirgendwohin mehr vermittelt. Selbstverständlich gibt es interne Kommunikations- und Organisationsprobleme. Nicht zu vergessen ist allerdings, dass für Wissenschaftskommunikation so gut wie keine Ressourcen zur Verfügung stehen. Die Industrie oder auch die Stiftungen kommunizieren nicht regelmässig und nicht systematisch - was Wissenschaftskommunikation betrifft. Die Museen produzieren zwar "dicke Kataloge", die allerdings eher der fachwissenschaftlichen, denn der wissenschaftlichen Kommunikation mit der Öffentlichkeit zuzuordnen sind. Die Verlage haben ihre Vermittlungstätigkeit von wissenschaftlichen Ergebnissen in die Öffentlichkeit tendenziell bis Null abgebaut. Es gibt so gut wie keinen Akteur, der aktuell die Aufgaben der Wissenschaftskommunikation trägt. Wissenschaftskommunikation ist ein Feld, das sozusagen gar nicht existiert, das überhaupt erst zu institutionalisieren wäre. Allerdings sind die Akteure nur bedingt erkennbar, die diese Institutionalisierung veranlassen und tragen könnten. Die Bedeutung der Wissenschaftskommunikation wird zum Beispiel von der Bundesregierung und anderen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen schlicht unterschätzt, ja vernachlässigt.

Wenn es darum geht, wissenschaftskommunikative Zusammenhänge und Orientierungen aufzubauen, dann werden traditionelle Elemente (herkömmlicher Wissenschaftsjournalismus in publizistischen Medien) neben neuen (online-zugängliche Datenbanken) auftreten, die sich schliesslich ergänzen. Ebenso werden neue Formen der Darstellung neben die herkömmlichen treten.

Das Förderprogramm ist bekannt. Der Gesprächspartner hat im Rahmen seiner institutionellen Aufgaben mit dem Förderprogramm Kontakt gepflegt. Wichtige Exponenten des Förderprogramms sind dem Gesprächspartner persönlich bekannt.

Protokoll 25

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Förderung des Verständnisses für Wissenschaft, Forschung, Technologie - Public Understanding of Science".

Die gegenseitige Vermittlung des Wissens von Experten und Laien in der öffentlichen Diskussion gelingt mehr oder weniger schlecht. Die Experten/innen bekunden grosse Schwierigkeiten hinreichend verständlich zu sein. Rationalität ist nicht unbedingt das entscheidende Merkmal von Alltagskommunikation. Möglicherweise ist diese Vermittlung auch nicht die zentrale Aufgabe der publizistischen Medien. Wenn zwischen Experten und Laien keine spezifisch vermittelnden Instanzen auftreten, dann wird die Transmission in die Öffentlichkeit schwierig.

Medienberichterstattung ist auf die konfliktbezogene Darstellung von Gegensätzen, von Standpunkt A gegen Standpunkt B ausgerichtet. Expertise wird mit Gegenexpertise konfrontiert. Da der Kontext der Kontroverse nicht vermittelt wird, wird unter Umständen in der Medienberichterstattung mehr Dissens - als tatsächlich vorhanden - dargestellt. Die Alltagskommunikation wird in der Medienberichterstattung auf Protest und symbolische Authentizität verkürzt.

In der (wissenschafts)journalistischen Berichterstattung fehlt Kontext und Vermittlung. Eine Möglichkeit, auf diese Defizite einzugehen, besteht darin, in Seminaren für Journalisten/innen Kontexte von wissenschaftlichen Problemen und Kontroversen zu vermitteln, am besten ausserhalb der Tagesaktualität. Journalisten/innen können lernen, wie Wissenschaftler/innen mit bestimmten Problemen umgehen. Dabei muss die Institution, die diese Seminare veranstaltet, vertrauenswürdig sein. Eine solche Institution könnte zum Beispiel als 'Mediations-Fonds' konstruiert sein. Wichtig ist, dass eine neutrale und öffentliche Finanzierung gewährleistet werden kann. In der Tat geht es um die Neu-Einrichtung einer Vermittlungs- und Kommunikationsinstanz im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Erfahrungen aus den USA können genutzt werden. In Deutschland und an anderen Orten wird über die Einrichtung solcher Instanzen diskutiert (AG für Umweltfragen: Institut für Mediation). Die verschiedenen Akademien der Kirchen sind schon längere Zeit in dieser Hinsicht aktiv. Sie könnten zum Beispiel auch eine institutionelle Trägerschaft abgeben.

Eine weitere Möglichkeit liegt darin, Wissenschaftler/innen und Journalisten/innen in gemeinsamen Gesprächen über bestimmte Themen unter wissenschaftsjournalistischer Leitung zusammenzubringen.

Entscheidend ist in beiden Fällen, dass Wissen, nicht Meinung transportiert wird. Es geht darum, die Fragen und Probleme gemeinsam zu erschliessen, es geht um gemeinsames Lernen. Es geht um die Abklärung, wie weit man übereinstimmt, und in welchen Punkten man sich wider-

spricht. Die Frage ist, ob solche Kommunikations- und Lernprozesse, die inszeniert werden müssen, im Rahmen extrem politisierter Fragen gelingen können. Inszenierung heisst, dass gerade die Wissenschaftler/innen auf eine bestimmte Form der öffentlichen Kommunikation vorbereitet werden müssen. Hier geht es auch um Bescheidenheit, Selbstkritik, Offenheit der wissenschaftlichen Diskussion und um gemeinsamen Rationalitätsgewinn. Die Konflikte müssen offengelegt werden. Das Ziel ist, Konsens über Konsens und Konsens über Dissens zu erzielen.

In Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftsjournalismus sind neue Orientierungen gefordert. Die alten Bilder müssen entsorgt werden: Wissen ist beliebig - alle Wissenschaftler/innen sind gekauft - Politik ist zynisch - Industrie macht, was sie will. Es geht um neue Formen der Kommunikation und der Vermittlung, die mittlerweile mit Erfolg praktiziert werden. Die Frage ist, warum die Journalisten/innen sich nicht mehr und kontinuierlich für solche neuen Formen der Vermittlung interessieren. Das Thema Konsensbildung in der Gesellschaft scheint für Journalisten/innen kein bedeutendes Thema zu sein.

Der Gesprächspartner bemerkt, dass er für die journalistische Berichterstattung immer nur in einer Rolle interessant ist, für die er keine Expertise mitbringt. Er ist nicht Naturwissenschaftler, soll aber zu naturwissenschaftlichen Fragen Rede und Antwort stehen. Geht es um neue konsensbildende Kommunikationsverfahren, dann ziehen sich Journalisten/innen auf ihr vermeintlich ausreichendes Alltagswissen zurück. Es ist für den Gesprächspartner interessant, dass er vielfach eingeladen wird, "Feuilleton" zu produzieren, dass aber (wissenschafts)journalistische Abteilungen in den Medien sich kaum für die Berichterstattung über konsensbildende Kommunikationsverfahren im Rahmen wissenschaftlich technischer Risiken und Kontroversen interessieren.

Protokoll 26

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Förderung des Verständnisses für Wissenschaft, Forschung, Technologie - Public Understanding of Science".

Der Gesprächspartner betont, dass für die Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Öffentlichkeit die intensive Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen Chance und Notwendigkeit zugleich ist. Wenn die Partner sich eingespielt haben, dann ist diese Form der Zusammenarbeit fast immer erfolgreich. Diese Art der Zusammenarbeit sollte entwickelt und gepflegt werden.

Aktuell wird ein neues Feld der Wissenschaftskommunikation entwickelt: elektronisch, online und interaktiv. Wenn auch im Moment in der sozialen Nutzung noch beschränkt, dieses Feld wird sich weiter entfalten, da sowohl von der Angebots- als auch von der Nachfrageseite her starke Impulse kommen. Selbstverständlich steckt das alles noch in den Kinderschuhen, werden zum Beispiel Systemstreitereien ausgetragen. Der Gesprächspartner erinnert sich an die Einführung der Kreditkarten und meint, dass im Feld Vergleichbares zu erwarten ist. Für Wissen-

schaftsjournalisten/innen ist dies ein neues Arbeitsfeld, bieten sich neue Möglichkeiten zur Recherche, können sie neue Publika und entsprechend auch neue Auftraggeber ansprechen.

Die Breitenwirkung der neuen Medien in die Öffentlichkeit muss so gesehen werden, dass Interessierte und Innovative die Möglichkeiten nutzen, dass Information-haves aus den neuen Möglichkeiten mehr Informationsgewinne ziehen können: knowledge gap. Allerdings sollte bedacht werden, dass sich verschiedenartige Bildungen nach den unterschiedlichen Bildungsbedürfnissen der unterschiedlichen Menschen in unterschiedlichen Bereichen von Arbeit und Freizeit herausbilden. Sicherlich sollte mehr in die Bildung der Bürger/innen investiert werden, gerade was den Wissensstand über Naturwissenschaften und Technologien betrifft.

Wissenschaftsjournalisten/innen sollten für die multimediale Kommunikation vorbereitet sein. Die Ausbildungsangebote für Wissenschaftsjournalisten/innen können nicht umfassend und vielfältig genug sein. Gerade im Bereich der elektronischen Kommunikation sollten gut ausgebildete Wissenschaftsjournalisten/innen auch zur Professionalisierung zukünftiger Wissenschaftskommunikation beitragen. Das Förderprogramm hat dazu beigetragen, dass die Basis gelegt ist. Darauf kann aufgebaut werden.

Protokoll 27

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Forschungsintensive Grossunternehmen".

Der Gesprächspartner bringt umfassende Erfahrung als Wissenschaftsjournalist und verantwortlicher Sprecher in verschiedenen High-Tech-Industrieunternehmen mit. Die Wissenschaftsberichterstattung - zumindest in FAZ, SZ, Focus - hat zugenommen. Im Fernsehen wurden Sendungen eingestellt. "Der Bublath schimpft nur noch." Immer stärker werden einzelne Sendungen an die erreichten Quoten gebunden.

Die Themen der Wissenschaftsberichterstattung sind auch heute noch beschränkt auf Medizin und Naturwissenschaften. Sicher werden auch Umweltthemen, die Themen "Computer" und "Auto" in den Vordergrund gestellt. Es besteht allerdings ein eindeutiger Mangel an Themen aus der Industrie, insbesondere was den Technologietransfer und die Entwicklung neuer Materialien und Produkte bis zur Marktreife betrifft. Diese Geschichten werden auch heute noch nach dem Motto abgehandelt: "Die Institute haben etwas Tolles erfunden. Die Industrie ist unfähig, etwas daraus zu machen." Die grosse Mehrheit der Wissenschaftsjournalisten/innen versteht wenig von industriellen Abläufen und wirtschaftlichen Zusammenhängen.

Die Ursachen liegen einerseits im restriktiven Informationsgebaren der Industrieunternehmen. Da werden Anfragen zu wenig zielgerichtet weitergeleitet. Da müssen bei Auskünften erst noch Hierarchieprobleme geklärt werden. Die Ursachen liegen andererseits darin, dass Wissenschaftsjournalisten/innen durch ihr Informationssuchverhalten viel stärker an das universitäre System angebunden sind. Sie holen sich ihre Informationen aus den Zeitschriften der wissenschaftlichen Kommunikation und im Rahmen von wissenschaftlichen Konferenzen. Wissenschaftsjour-

nalisten/innen haben in ihre Beziehungs- und Informationsnetze nur wenige Leute aus der Industrie integriert. Wissenschaftsjournalisten/innen haben kaum je in der Industrie gearbeitet. Sie wissen zu wenig, wie Strukturen und Prozesse in den Industrieunternehmen organisiert sind.

Einzelne Industrieunternehmen haben das Problem erkannt. Grundsätzlich fehlen aber die Planstellen, um die Kombination Industrie, Wissenschaft, Journalismus in neuer Weise pflegen zu können. Es fehlen auch die Praktikumsplätze. In vielen Unternehmen wird erst dann reagiert, wenn die Katastrophe im Haus passiert ist. Wenige Unternehmen haben erkannt, dass die entsprechende Informations- und Kommunikationsarbeit grundsätzlich und umfassend und kontinuierlich gepflegt werden muss. Der Gesprächspartner betont, dass in seinem Unternehmen der Vorstandsvorsitzende Kampagnen zum Verhältnis von Wissenschaft, Forschung, Technologie und Gesellschaft zur Chefsache macht. Gleichwohl wird die Kampagne ausserhalb produziert. Es werden keine neuen Planstellen bereitgestellt. Ein Teil der Informations- und Kommunikationsarbeit wird "outgesourct".

Möglicherweise wäre ein neuer Studiengang "Industrie-Wissenschaft-Journalismus" hilfreich. Wichtiger als die Einrichtung neuer Studiengänge ist allerdings der Abbau der mentalen Barrieren. Die Wissenschaftsjournalisten/innen müssen auch bereit sein, über Brücken zu gehen. Beide Partner müssen Einfühlungsvermögen entwickeln. Wichtig ist auch, dass die Perspektiven offen gehalten, vielfältig entwickelt werden. In der Tat mangelt es im Wissenschaftsjournalismus an interdisziplinärer, an integrierender, an problembewusster Betrachtungsweise des Technologietransfers.

Das Förderprogramm hätte Praktika in der Industrie vermitteln sollen. Das Förderprogramm ist dem Gesprächspartner bekannt, er hat sich dafür interessiert. Er kennt Stipendiaten/innen persönlich. Das Förderprogramm war eine gute Sache. Schade, dass das Programm abgeschlossen ist.

Für die Zukunft gilt es, die Industrie stärker einzubeziehen. Das ist das allerwichtigste Anliegen. Da muss die Industrie selbst auch Initiativen ergreifen. Aber die Wissenschaftsjournalisten/innen müssen sich klar machen, dass zwischen einem Produkt (Airbag; Mikromechanik) das drei Mark und einem, das fünf Mark kostet, ein himmelweiter Unterschied besteht.

Protokoll 28

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Forschungsintensive Grossunternehmen".

Das Förderprogramm hat einen Anstoss bewirkt. Konsequenterweise sollte nun das Programm weiter verfolgt werden. Es ginge darum, die Stipendiaten/innen in eine Organisation zu integrieren, die die Interessen der Wissenschaftsjournalisten/innen vertritt, bei den Verlegern und Chefredakteuren lobbyiert, Fort- und Weiterbildungsmassnahmen organisiert. Es wäre zu bedauern, wenn die Dynamik des Förderprogramms, das Engagement der Stipendiaten/innen nun verspielt würde. Diese Organisation könnte vielfältig Überzeugungsarbeit für Wissenschaftsjournalismus

leisten. Sie könnte erfolgreiche Beispiele in das Bewusstsein rücken, auf die Situation in anderen Staaten Bezug nehmen. Insbesondere könnte so auch für die Institutionalisierung von Wissenschaftsjournalismus in den publizistischen Medien geworben werden.

Die aktuelle Wissenschaftsberichterstattung in den publizistischen Medien zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie eng eingegrenzt auf ein Inseldasein beschränkt ist. Die Auflösung von Grenzen hin in die allgemeine Berichterstattung fehlt. Dies ist deshalb ein Nachteil, weil aktuelle wissenschaftliche Themen und aktuelle wissenschaftliche Probleme in Ressorts aufgegriffen werden, von Journalisten/innen bearbeitet werden, denen die Kompetenz dazu absolut fehlt. Manchmal werden sogar die Lokaljournalisten/innen geschickt, und die Wissenschaftsjournalisten/innen bleiben zu Hause.

Auch wenn die Industrie an mehr und qualitativ gehaltvoller Wissenschaftsberichterstattung interessiert ist, Wissenschaftsberichterstattung im Sinne der Standort-Diskussion für überlebensnotwendig hält: Die Industrie kann sich und soll sich nicht in die Berichterstattung "einkaufen" (Anzeigen, Sponsoring). Die journalistische Unabhängigkeit wird gewahrt. Die Berichterstattung in den publizistischen Medien bringt die Vorteile grosser Reichweite, der journalistischen Glaubwürdigkeit - bei günstigen Kosten. Direkte Zugänge zu der Bevölkerung können dazu nur ergänzend organisiert werden. Öffentliche Kommunikation soll von den Journalisten/innen, den publizistischen Medien geleistet werden, dafür sind sie zuständig. Die publizistischen Medien müssen die relevanten Aufgaben selbst mit grossem Verantwortungsbewusstsein erfüllen. Selbstverständlich können immer wieder Gespräche mit Verlegern und Chefredakteuren gesucht und geführt werden. Selbstverständlich können Anstösse von aussen vermittelt werden. Selbstverständlich können Informationsangebote bereitgestellt werden. Aber es kann nicht sein, dass auf der einen Seite sämtliche Hilfeleistungen der Industrie (Einladungen, Sponsoring-Angebote für Wissenschaftsberichterstattung) schnöde zurückgewiesen werden, auf der anderen Seite die Industrie nun auch noch selbst die Information der Bevölkerung an die Hand nehmen sollte.

Das Berufsfeld der Wissenschaftskommunikation, der Wissenschafts-PR kann gestärkt werden. Da können alle forschenden und entwickelnden Organisationen, Institutionen, Unternehmen etwas tun. Selbstverständlich schauen die Geschäftsleitungen darauf, dass dafür nicht allzu viel Geld ausgegeben wird.

Die publizistischen Medien müssen die Aufgabe der Wissenschaftsberichterstattung selbst und ernsthaft an die Hand nehmen.

Protokoll 29

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Forschungsintensive Grossunternehmen".

Auflagenstarke Regionalzeitungen vor Ort haben keine Wissenschaftsressorts. Die Wissenschafts- und Technikberichterstattung wird im Rahmen anderer Ressorts bearbeitet, zum Beispiel vom Ressort Wirtschaft, das allerdings von einem Biologen geleitet wird. Ansonsten findet die Wissenschaftsberichterstattung im Rahmen der laufenden, aber auch der lokalen Berichterstattung statt. Die Einheimischen sind an Wissenschaftsberichterstattung interessiert. Die Chefredaktionen und Verlagsleitungen haben keine konkreten Pläne zum Ausbau.

Aus der Sicht eines grossen Unternehmens wird immer zu wenig über Wissenschaft, Forschung und Technologie berichtet. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse zählen in Deutschland nicht zur Allgemeinbildung und zum unerlässlichen Kulturgut. Trotzdem ist die Nachfrage nach Informationen und Materialien gut entwickelt. Die Anfragen sind zudem sehr spezifisch und individuell. Jede Anfrage wird als Fall behandelt, zu dem intern umfassend recherchiert wird. Es wird entsprechend nur wenig vorgefertigtes Material verteilt, das im übrigen auch im Internet abgerufen werden könnte. Die Gesprächspartnerin fungiert weiter als interne Experten-Maklerin. (Auf dem Verteiler Inland - Wissenschaft, Technik - sind 670 Journalisten/innen - inklusive Fachpresse - verzeichnet.)

Was die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung betrifft, möchte sich die Gesprächspartnerin nicht äussern. Sie zeigt hingegen auf, dass im Unternehmen Werbung und Information organisatorisch getrennt sind, dass darauf geachtet wird, dass redaktionelle Beiträge über das Unternehmen nicht mit Inseraten gekoppelt werden, dass kein Geschäft mit Artikeln betrieben wird, kurz, dass Grundsätze moderner PR im Unternehmen - unter Achtung der journalistischen Aufgabe und Unabhängigkeit - eingehalten werden.

Das Unternehmen veranstaltet einmal im Jahr ein zweitägiges Seminar, zu dem 60 bis 70 Wissenschafts- und Fachjournalisten/innen eingeladen werden. 20 bis 30 Journalisten/innen kommen dann tatsächlich. Das Unternehmen bietet intern die wichtigsten Köpfe (Vorstand; Forschung) auf und lädt die wichtigsten Wissenschaftler/innen aus den Universitäten dazu ein. Die Einladungen an die (Wissenschafts- und Fach-)Journalisten/innen werden unter besonderer Berücksichtigung der Regionalzeitungen und der Freien Journalisten/innen versandt. Die Persönlichkeiten aus der Unternehmung stehen zwei Tage zur Verfügung. Die Journalisten/innen schätzen diese Form. Und - vor allem - die Wissenschaftler/innen aus der Unternehmung lernen Journalisten/innen als Menschen kennen. Themen der Seminare wurden bisher gemäss den Forschungsschwerpunkten der Unternehmung festgelegt. "Tierversuche" oder "Planung und Realisierung von Grossproduktionen" waren aber auch schon Themen.

Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus ist in der Unternehmung bekannt. Es wurde geprüft und für gut befunden. Es wird aber auch darauf hingewiesen, dass es im Bereich Wissenschaftsjournalismus andere Organisationen gibt, die Stipendien vergeben. Das Unternehmen ist

sehr daran interessiert, dass Themen aus Wissenschaft und Technik von wissenschaftlich gebildeten, also kompetenten Journalisten/innen auf interessante und anregende Art vermittelt werden. Nicht zuletzt deshalb werden in der Unternehmung pro Jahr zwischen vier und sechs Volontären/innen ausgebildet. Diese Ausbildung wird nicht weiter an die "grosse Glocke" gehängt, weil sonst die Zahl der Bewerbungen zu gross wird. Hochschulabsolventen/innen, vorwiegend Nicht-Naturwissenschaftler/innen, lernen so vor allem wissenschaftliche und technische Themen journalistisch zu bearbeiten. Da nicht alle Volontäre/innen übernommen werden, ergibt sich der interessante Effekt, dass ausgebildete Wissenschaftsjournalisten/innen an die auflagenstarken Regionalzeitungen vor Ort, aber auch an anderen Orten in Deutschland vermittelt werden können.

Wissenschaftsberichterstattung ist selbstverständlich auch ein Teil der lokalen Unternehmenskommunikation: eigene Seite Bildschirmtext; eigene Fernseh-Sendung - produziert von Freien Journalisten/innen - einmal im Monat im Lokalfernsehen. Die neuen technischen Möglichkeiten (Fax, e-mail, Internet Homepages, Datenbanken) werden genutzt oder entwickelt, vorläufig aber noch eher im Sinne der Beschleunigung der Kommunikationsverbindungen.

Hinsichtlich der Fragen der Wissenschaftskommunikation und des Wissenschaftsjournalismus muss die Unterschiedlichkeit der Informationsinteressen und Kommunikationsbedürfnisse innerhalb der Gesellschaft beachtet werden. Wichtig ist, dass sich jede Frau, jeder Mann die individuell gewünschten Informationen beschaffen kann. Die "Hemmschwellen" müssen weit heruntergeholt werden. Nicht zuletzt sollen die Menschen auch animiert werden, sich zu informieren. Die Themen sollen interessant aufgemacht und dargestellt, Neugierde geweckt werden. Das Unternehmen ist gerade im Bereich der Wissenschaftskommunikation bemüht, sicherlich unter Wahrung von Unternehmensinteressen, transparent und gut zugänglich zu sein.

Protokoll 30

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Forschungsintensive Grossunternehmen".

Dem Gesprächspartner sind zwei Perspektiven eigen: Als früherer Wissenschaftsjournalist ist er mit der Situation ganz zufrieden. Denn: Wissenschaftsjournalisten/innen arbeiten unter schwierigen Bedingungen. In den Redaktionen haben sie es schwer, ihr Thema einzubringen und durchzusetzen. Andere Themen werden dort traditionell für wichtiger gehalten. Verantwortlich für die Wissenschaftskommunikation eines forschungsintensiven Unternehmens sieht er die Situation kritisch. In die Berichterstattung über Wissenschaft und Technologie in den publizistischen Medien werden Standpunkte eingebracht, die nicht sachgerecht sind. Unterhaltenden Gesichtspunkten wird grosses Gewicht zugemessen. Viele Fragen fallen unter den Tisch. Themen werden oft ausschliesslich unter Marktperspektive ausgewählt. Dies sind Feststellungen. Die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Industrieunternehmen trägt zu dieser Situation bei. In den Kommunikationsabteilungen gibt es zu wenig Mitarbeiter/innen, die beide Seiten des öffentlichen Kommunikationsbetriebes kennen. In den Unternehmen bleiben viele Erkenntnisse unentdeckt. Viele gute

Geschichten werden intern verschenkt. Intern wird zu wenig recherchiert und attraktiv aufbereitet. Es gibt aber auch nur ganz, ganz wenige gute und spezialisierte (Wissenschafts-)Journalisten/innen, die für bestimmte Aufgaben - mit aller Vorsicht - in das Unternehmen geholt werden könnten. Die Vorstände und Aufsichtsräte nehmen die Aufgabe der Wissenschaftskommunikation mit der Öffentlichkeit noch nicht wichtig genug. Da wird oft auch übervorsichtig agiert. Den publizistischen Medien und sogar den hausinternen Kommunikationsabteilungen wird mit Distanz, unter Umständen gar mit Misstrauen begegnet.

Insgesamt gibt es zu wenig Wissenschaftsjournalisten/innen. Insbesondere gibt es zu wenig gute Wissenschaftsjournalisten/innen; also solche, die mit wissenschaftlicher Kompetenz und ohne Vorbehalte in den Industrieunternehmen aktiv recherchieren.

Der Gesprächspartner erwähnt, dass in manchen Redaktionen noch immer die Ansicht gepflegt wird, es brauche keine spezialisierten Wissenschaftsjournalisten/innen, weil alle Journalisten/innen alle Themen bearbeiten können. Nach den Erfahrungen des Gesprächspartners gelingt dies - zum Beispiel in der Lokalzeitung - manchmal, selten - aber erst mit Hilfestellung von Seiten der Unternehmung.

Das Förderprogramm ist bekannt: "Klasse Sache". Es ist zu bedauern, dass das Programm abgeschlossen ist. Aus dem Programm sind eine grosse Zahl Wissenschaftsjournalisten/innen hervorgegangen, die heute in strategischen Positionen des deutschen Wissenschaftsjournalismus sitzen. Das Programm hat für viele Stipendiaten/innen Türen geöffnet. Der Gesprächspartner kennt nicht wenige der Stipendiaten/innen persönlich. Leider wurden in den Pressestellen und Kommunikationsabteilungen der forschungsintensiven Unternehmen zu wenig Praktikumsplätze zur Verfügung gestellt. Die Idee des Förderprogramms war/ist so gut, dass es fortgeführt werden sollte: Es fehlen ja immer noch Wissenschaftsjournalisten/innen. Wer in spezialisierten Themenbereichen nach Wissenschaftsjournalisten/innen sucht, der hat grosse Mühe. Und die ein, zwei Wissenschaftsjournalisten/innen die schliesslich gefunden werden, haben sicher keine Zeit, noch einen Auftrag anzunehmen. Für ein neues Förderprogramm müssen die finanziellen Mittel sicher von der Industrie aufgebracht werden - von wem sonst. Die Frage ist, wie ein weiteres Förderprogramm organisiert werden kann. Die chemische Industrie - selbst in der Form der Stiftung - sähe sich mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Vorwurf ausgesetzt, sie wolle Berichterstattung einkaufen. Bosch hatte auch da eine gute Position: "Denen wurde der Idealismus abgenommen." Sicher, die Unternehmung stand ausserhalb der akuten gesellschaftlichen Konfliktfelder bezüglich wissenschaftlich technischer Risiken. Auf alle Fälle muss der Träger eines neuen Programms für Wissenschaftsjournalisten/innen glaub- und vertrauenswürdig sein.

Wissenschaftsjournalismus ist und bleibt die wichtigste Schiene der Vermittlung von wissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit. Daneben werden aber neue Formen des Zugangs zur Öffentlichkeit entwickelt. Die Industrie wird in Zukunft die Dinge zunehmend in die eigene Hand nehmen, auch deshalb, weil das Thema in den publizistischen Medien eine untergeordnete

Rolle spielt. Wissenschaftsredaktionen werden beargwöhnt. Oft wird ihnen intern der - schwere - Vorwurf der unpolitischen Berichterstattung gemacht. In den publizistischen Medien muss also sicherlich mehr getan werden. Dessen ungeachtet bleiben Wissenschaftsjournalisten/innen unersetzliche und wertvolle Partner/innen - auch unter dem Gesichtspunkt ihrer Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit.

Aber: Das Internet bietet den enormen Vorteil, dass Erkenntnisse schon öffentlich zugänglich publiziert sind. Ansonsten geht es doch immer nur darum, dass Erkenntnisse überhaupt erst publiziert werden können. Um den Zugang zur Öffentlichkeit muss nicht erst grosser Aufwand betrieben werden. Internet ist die Chance, weltweit gesehen zu werden. Selbstverständlich ist und bleibt die Zahl der Nutzer/innen beschränkt. Es gilt aber auch festzustellen, dass in der Wissenschaftskommunikation nicht mehr Menschen erreicht werden können, als sich tatsächlich interessieren. Die Vorstellung, dass alle an Wissenschaft und Technologie interessiert wären, sollte vergessen werden. Für die Interessierten aber ist der Internet-Zugang wahrscheinlich kein Problem. Im übrigen werden die neuen elektronischen Möglichkeiten von vielen Wissenschaftsjournalisten/innen zu Recherchen genutzt. Datenbanken und Experten-Maklersysteme werden mit Sicherheit ausgebaut werden. Nicht zuletzt können Anfragen im Internet auch zum Aufbau neuer Kommunikationsnetze genutzt werden.

Im Bereich Fernsehen könnte ein Spartenprogramm eingerichtet werden. So interessant allerdings diese Möglichkeit zur attraktiven Präsentation ist, Spartenprogramme haben wie die engen Ressorts in den Printmedien den Nachteil, dass man schon an Wissenschaft interessiert sein muss, bevor man sich für Wissenschaftssendungen oder Wissenschaftsseiten interessiert.

Die forschungsintensiven Industrieunternehmen entwickeln zunehmend attraktive Publikationen: New World von Siemens, Future von Hoechst. Das sind Publikationen mit bis zu 400'000 Auflage. Die Publikationen werden von Professionals gefertigt. Die Publikation aus dem Hause des Gesprächspartners wird auch auf dem Intercity-Netz der Bahn ausgehängt, die die Reisenden lesen. Das ist eine gute Situation. Es kommen erstaunlich viele Rückfragen. Und das Beispiel zeigt, dass selbst die Wissenschaftsredaktionen von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten so auf ein Thema gebracht werden können. In den Industrieunternehmen werden zunehmend auch die Mitarbeiter/innen als Partner/innen der Wissenschaftskommunikation gesehen. Hier wurde ein Potential lange Zeit vernachlässigt, das nach aussen selbst wieder in der Wissenschaftskommunikation aktiv werden kann.

Insgesamt nimmt die gesellschaftliche Bedeutung von Wissenschaft und Technologie zu. Entsprechend steigt auch die Bedeutung der Wissenschaftskommunikation. Der Gesprächspartner ist optimistisch.

Protokoll 31

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Forschungsintensive Grossunternehmen".

Die Wissenschaftsberichterstattung hat zugenommen. Sie ist umfangreicher und vielfältiger geworden. Auf den Wissenschaftsseiten ist die Berichterstattung besser geworden. Probleme ergeben sich dann, wenn Journalisten/innen aus den politischen Ressorts wissenschaftliche Themen aufgreifen. Dann fehlt die Kompetenz - auch in den überregionalen Zeitungen.

Im Hörfunk ist die Zeit für einen Beitrag immer kürzer geworden. Die Vermittlungsqualität leidet. Im Bereich des Fernsehens wünscht sich die Gesprächspartnerin ein Spartenprogramm.

Wissenschaftsjournalismus kann nicht die Probleme der Gesellschaft lösen. Wissenschaftsjournalismus müsste auf gute naturwissenschaftliche Kenntnisse der Menschen abstellen können. Dies setzt allerdings eine grundlegende Reform des Bildungssystems voraus. Heute können in den Ausbildungsgängen naturwissenschaftliche Fächer abgewählt werden. In der Schule müsste ein Grundwissen gelegt, müsste Neugierde für die naturwissenschaftlichen Fächer geweckt werden. Zu einer zweiten Voraussetzung könnten Schule und Gesellschaft auch entscheiden beitragen. Viele Experten/innen, Wissenschaftler/innen sind nicht gewohnt, öffentlich zu debattieren und zu kommunizieren. Hier sollten wir uns am Vorbild der Schulsysteme in angelsächsischen Ländern orientieren. Haben Wissenschaftler/innen Kommunizieren in der Schule gelernt, im Elternhaus und in Klubs geübt, dann müssen sie mit 40 Jahren nicht an Medien- und Kommunikationstrainings teilnehmen. Soziale und Kommunikationskompetenz sollten bei der Berufung von Professoren/innen eine wichtige Rolle spielen. Die Experten/innen, Wissenschaftler/innen müssen befähigt werden, besser kommunizieren zu können. Wenn die Bürger/innen an Fragen von Wissenschaft und Technologie interessiert sind, wenn die Experten/innen und Wissenschaftler/innen das öffentliche Kommunizieren gelernt haben, dann wird auch die Aufgabe des Wissenschaftsjournalismus um einiges einfacher. Dies insbesondere dann, wenn die forschenden Institutionen bemüht sind, die Aufgabe der Wissenschaftsjournalist/innen durch Informationsangebote zu erleichtern.

Die neuen elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten werden von den Jungen genutzt. Für die jüngere Generation sind dies wichtige Medien. Die Gesprächspartnerin macht darauf aufmerksam, dass gerade im Bereich der Wissenschaftskommunikation das Unbewertbare und Unbewertete und Unkontrollierbare im Internet Probleme aufwirft. Es gibt keine Referenzsysteme, die das Wichtige vom Unwichtigen, das Richtige vom Falschen unterscheiden.

Protokoll 32

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Stiftungen und Vereinigungen der Forschungsförderung und -finanzierung".

Dank des Förderprogramms ist die Situation des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland auf qualitativ höherem Niveau stabilisiert. Das wissenschaftsjournalistische Angebot ist erwartbar geworden, es ist verstetigt und verfestigt worden. Verschiedene auflagenstarke und prestigereiche Tages- und Wochenzeitungen haben die Wissenschaftsberichterstattung ausgebaut. In einzelnen Hörfunkprogrammen werden wissenschaftsjournalistische Angebote heute täglich bereit-

gestellt. Das Spektrum der Berichterstattung ist gegenüber früher breiter und vielfältiger geworden.

Allerdings ist die Situation beim Fernsehen zu beklagen. Dort werden Wissenschaftssendungen abgebaut, Sendungen werden von Sendeplatz zu Sendeplatz geschoben. Selbstverständlich ist auch zu konstatieren, dass bei den Regionalzeitungen, bei den Zeitungen kleiner und mittlerer Auflagen alles beim Alten geblieben ist. Der Deutschlandfunk, auch wenn seine Zukunft nicht gesichert ist, dpa stellen Materialien und Themen für die Wissenschaftsberichterstattung dieser Zeitungen bereit. Sicherlich darf nicht von einem Fortschritt gesprochen werden, sicherlich darf nicht von einem positiven Trend gesprochen werden, doch die Lage des Wissenschaftsjournalismus ist in verbesserter Weise stabilisiert.

Die Wissenschaftsberichterstattung wird mehrheitlich von Freien Journalisten/innen bewerkstelligt. In der Regel sind das heute Stipendiaten/innen der Bosch-Stiftung. Das Förderprogramm hat einen Anbietermarkt geschaffen. Das Förderprogramm hat ein Potential für vermehrte Wissenschaftsberichterstattung geschaffen. Der Gesprächspartner pflegt selbst gerne und bevorzugt den Kontakt mit Stipendiaten/innen. Dabei ist es heute so, dass die Bosch-Leute einen wissenschaftsjournalistisch hervorragenden Namen haben. Erst plötzlich und hinterher geht dem Gesprächspartner auf, dass das ja auch 'mal Stipendiaten/innen waren.

Die Organisation des Gesprächspartners bietet Praktikumsplätze an. Allerdings sind die räumlichen Möglichkeiten im Moment so beschränkt, dass das Programm so gut wie auf Null heruntergefahren ist. Diese Situation wird sich allerdings mit dem Bezug eines Neubaus 1999 wieder ändern.

Das Förderprogramm war ideal: Ausgebildete Naturwissenschaftler/innen konnten sich in der journalistischen Praxis das notwendige Rüstzeug holen. Allenfalls hätten sie sich noch verstärkt journalismus-praktische Kenntnisse holen sollen. Es braucht entschieden beide Komponenten: das journalistische und das wissenschaftliche Einmaleins. In der Journalistenausbildung an den Hochschulen - der Gesprächspartner bezieht den Lehrstuhl in Berlin mit ein - ist im Moment ein besonderes Interesse am Wissenschaftsjournalismus zu registrieren. Der Gesprächspartner ist sich nicht sicher, ob das eine gute Entwicklung ist. Er will und kann seine Skepsis gegenüber Diplomjournalisten/innen nicht verleugnen.

Die Wissenschaftskommunikation, Wissenschafts-PR ist im Umbruch begriffen; spät zwar im Verhältnis zur Öffentlichkeitsarbeit von Industrie- und Wirtschaftsunternehmen. Die Wissenschaftskommunikation ist noch immer der traditionellen Klientel - Journalisten/innen und Redaktionen publizistischer Medien - und der überkommenen Art - Nachrichten und Berichte - verpflichtet. Erst zögerlich werden die Möglichkeiten elektronischer Kommunikation genutzt. Nur bescheiden werden Experten-Maklersysteme auf- und ausgebaut. All dies ist erst in Anfängen begriffen. Dabei geht es nicht darum, den Weg zur Öffentlichkeit unter Umgehung von Journalismus und Medien kurzzuschliessen. Der Gesprächspartner gibt sich skeptisch, ob die Öffentlichkeit

sich je in relevanter Weise Zugang zu diesen Möglichkeiten erschliesst und auch intensiv nutzt. Es selbst ist froh, dass er bis zu seiner Pensionierung ein "Bleistiftstummelmensch" bleiben kann.

Bei allen Verdiensten des Förderprogramms: Es gab und gibt andere Programme, die Wissenschaftsjournalismus förderten und fördern. Aber das Förderprogramm, es bleibt dabei, war ideal strukturiert. Im Rückblick hätten sogar die Auswahlkriterien für die Beurteilung der Stipendiaten/innen höher geschraubt werden müssen. Es wäre wohl aufschlussreicher gewesen, wenn die Stipendiaten/innen vor Ort einen Test hätten machen müssen. Der Gesprächspartner sagt, dass manche Artikel, die zur Prüfung eingereicht waren, ihn doch stark an seine eigenen Verlautbarungen erinnerten. Trotzdem: Das Markenzeichen Bosch hat den Markt des Wissenschaftsjournalismus in hervorragender Weise geprägt. Alle anderen Teile des Förderprogramms kennt der Gesprächspartner eigentlich nicht.

Die aktuellen Strukturen des Wissenschaftsjournalismus müssen sicherlich nicht weiter ausgebaut, oder gar aufgeblasen werden. Wahrscheinlich ist es ein Unding, pro Tag 'mal 12 Stunden Wissenschaftsberichterstattung zu machen. Der Gesprächspartner will auch nicht mehr Sendungen von der Art der Knoff-Hoff-Show. In Zukunft sollten sicherlich neben die herkömmlichen neue und andere Formen der Präsentation treten. Neue Themen könnten aufgegriffen werden. Die integrierte europäische Forschungsszene wird von niemandem behandelt. Die Möglichkeiten der Computeranimation werden nicht genutzt. Es fehlen Wissenschaftssendungen für Kinder. Es fehlen die neuen Perspektiven: Die animierte Reise durch das System der Blutbahnen. Das liegt nur zum Teil daran, dass die Ideen fehlen, dass es Wissenschaftsjournalisten/innen an Kreativität mangelt. Es liegt vor allem auch an der "Sprödigkeit" der "Sender", die nicht länger Engagement aufbringen, Sendungen, die zuerst sicherlich für Minderheiten interessant sind zu Sendungen für Mehrheiten zu entwickeln. Aber genau das könnten Wissenschaftssendungen werden.

Der Gesprächspartner beklagt, dass die "promovierten Biologinnen" wenig Kreativität bei der Themenwahl entfalten. Es bleibt alles im Herkömmlichen stecken. Nicht zuletzt werden so auch weite Kreise der Bevölkerung am Zugang zum Wissenschaftsjournalismus gehindert. Dafür, Förderung der Kreativität, Förderung neuer Themen, Förderung neuer Animations- und Präsentationsformen, sollte ein neues Förderprogramm entwickelt werden.

Protokoll 33

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Stiftungen und Vereinigungen der Forschungsförderung und -finanzierung".

Die Lage des Wissenschaftsjournalismus hat sich im letzten Jahrzehnt kaum verändert. Unter den Tageszeitungen sind es allein die vier überregionalen Zeitungen, die mit Wissenschaftsberichterstattung glänzen. Die Berichterstattung bleibt im Schwerpunkt auf Naturwissenschaften und Medizin begrenzt. Geisteswissenschaften werden nur selten berücksichtigt. Die auflagenstarken Regionalzeitungen pflegen die Wissenschaftsberichterstattung nicht. In der Region, in welcher der Gesprächspartner lebt und arbeitet, herrscht eine einzige auflagenstarke Regional-

zeitung. Wissenschaftsberichterstattung findet so gut wie gar nicht statt. Für die Region sind solche Zustände "fatal". Im Rundfunk blüht die Wissenschaftsberichterstattung in Nischen. Eine Sendung im 5. Programm des Hörfunks gefällt dem Gesprächspartner ausserordentlich gut. Dort wird unterhaltsam und verständlich und mit populären Themen ("Bier") gearbeitet. Je stärker der Rundfunk sich verkaufen muss, um so stärker werden die unterhaltenden Elemente in den Vordergrund treten müssen. Für Wissenschaftsberichterstattung wird die Situation schwieriger.

Die Wissenschaftler/innen sind unterschiedlich gut auf Kommunikation eingestellt und dafür vorbereitet. Die einen sind unbelehrbar und verweigern sich. Andere bereiten Materialien vor, die untauglich sind. Nur wenige fassen die Kommunikationsaufgabe als eigengewichtige und professionell zu handhabende Aufgabe auf.

Die "Grossen" und "Bekanntem" unter Stiftungen und Wissenschaftlern/innen haben nicht allzu grosse Schwierigkeiten sich mittels publizistischen Medien der Öffentlichkeit zu vermitteln. Die "Kleinen" und "Unbekanntem" haben es ungemein schwer. Entweder sie können wissenschaftliche "Knaller" oder gut "Eingängiges" präsentieren. Als Beispiel dafür nennt der Gesprächspartner einen Rollstuhl, der mit der Zunge bewegt und gesteuert werden kann (TU, "kleine" Stiftung). In diesem Fall wurde der gut aufgemachte Artikel aus den internen Mitteilungen plötzlich bundesweit nachgefragt.

Wissenschaft hat in den Selektionsmechanismen der Journalisten/innen keinen Vorteil. Wissenschaftliche Nachrichten müssen den harten Wettbewerb mit anderen Nachrichten überstehen. Für die Arbeit des Gesprächspartners heisst das, dass er seine Kollegen/innen in den Redaktionen genau kennen, Vertrauensverhältnisse aufbauen muss. Er muss genau wissen, welche Kollegen/innen in welchen Redaktionen er mit welchen Informationen versorgt. Und die Versorgung mit Information muss regelmässig erfolgen - ohne dass es gleichzeitig wieder zu viel wird.

Das Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus ist dem Gesprächspartner nicht weiter bekannt.

Der Gesprächspartner ist nicht davon überzeugt, dass Wissenschaft, Forschung und Technologie noch stärker in das öffentliche Bewusstsein treten müssen. Die Öffentlichkeit hat es gerne allgemein, leicht, eingängig, unterhaltsam, verständlich. Wissenschaft ist das Gegenteil davon. Die Schere öffnet sich. Möglicherweise ist der Grossteil der wissenschaftlichen Ergebnisse strukturell nicht länger vermittelbar.

Ungeachtet dessen: Die Öffentlichkeit interessiert sich ja für Wissenschaft. Wenn Probleme grösseren Stils aufgeworfen werden, werden sofort Informationen nachgefragt. Der Gesprächspartner verweist auf den aktuellen BSE-Diskurs.

Selbstverständlich: Die Wissenschaftler/innen sind mit dieser Situation nicht besonders zufrieden. Im Rahmen einer themenspezifischen Tagung seiner Institution trafen Wissenschaftler/innen aus Universitäten und Industrieunternehmen mit Chefredakteuren publizistischer Medien äusserst hart aufeinander. Am Schluss musste sozusagen Unvereinbarkeit und Unversöhnlichkeit der

Standpunkte konstatiert werden. Für die Wissenschaftler/innen ist die Kontrollfunktion, die kritische Funktion der Publizistik so gut wie unverständlich. Damit können sie sich nur bedingt - wenn überhaupt - abfinden.

Protokoll 34

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Stiftungen und Vereinigungen der Forschungsförderung und -finanzierung".

Die prestigereichen Tageszeitungen in Deutschland haben an Wissenschaftsberichterstattung quantitativ und qualitativ zugelegt. Die Qualität der Wissenschaftsberichterstattung im Vergleich mit der Berichterstattung anderer Ressorts ist gestiegen. Die Regionalpresse macht heute mehr Wissenschaftsberichterstattung. Insbesondere können fertige Wissenschaftsseiten eingekauft werden. Beim Hörfunk nehmen die "Dudel-Radios" überhand. Es macht den Anschein, als ob in den Programmen alle Berichterstattung kürzer und schneller werden muss. Das Niveau ist gesunken. Im Fernsehen ist zumindest das Niveau nicht wesentlich zurückgegangen.

Die positive Entwicklung hat wesentlich damit zu tun, dass ein Potential von Wissenschaftsjournalisten/innen vorhanden ist, die untereinander in einem harten Wettbewerb auf hohem Niveau stehen. Das Förderprogramm hat genau dies bezweckt und bewirkt: eine grössere Zahl besser ausgebildeter Wissenschaftsjournalisten/innen. Das Förderprogramm hat zudem - mit vielen Mühen - ein Gespräch zwischen Kommunikationswissenschaftlern/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen initiiert. Dieses Gespräch ist bis heute nicht abgebrochen. Es hat das Verständnis des Wissenschaftsjournalismus insgesamt positiv beeinflusst. Zudem hat das Förderprogramm an der Einrichtung verschiedener Universitätspressestellen mitgewirkt. Die Wissenschaftskommunikation an den Universitäten ist in den letzten Jahren etabliert und entwickelt worden. Heute wird eine Vielzahl von "Hauspostillen" produziert, die zum Teil "dröge" sind, durchschnittlich aber ein "passables Niveau" erreichen und Leser/innen durchaus zum Lesen verführen können. Nicht zuletzt, auch das ist eine wesentliche Wirkung des Förderprogramms, ist Wissenschaftsjournalismus nun in der Hochschule verankert, die Ausbildung von Wissenschaftsjournalisten/innen ist auf Dauer, wenigstens für die mittlere Zukunft, als praktischer Ausbildungsgang und Aufbaustudium an der Universität etabliert.

Das Förderprogramm ist abgeschlossen. Es wäre zu begrüßen, wenn andere Träger die Initiative ergreifen, auf der gegebenen Basis aufbauen würden. Die Industrieunternehmen sollten ihre wohlverstandenen Interessen wahrnehmen und den Wissenschaftsjournalismus pflegen. Selbstverständlich muss die dafür geeignete juristische Konstruktion gefunden werden.

Die zunehmende Bedeutung von Wissenschaft und Technologie als Produktivkraft äussert sich auch in einer zunehmenden Bedeutung des Wissenschaftsjournalismus. Zudem ist eine kaufkräftige und kaufwillige Nachfrage Interessierter an Themen von Wissenschaft und Technologie ausgewiesen.

Am härtesten haben wahrscheinlich die Wissenschaftler/innen an einem Wissenschaftsjournalismus zu beissen, der sich als kritischer Widerpart versteht, der sich aus Distanz beobachtend, überlegend und nachdenklich den Institutionen der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion zuwendet.

Protokoll 35

Die Gesprächspartnerin, der Gesprächspartner zählt zu der Kategorie "Stiftungen und Vereinigungen der Forschungsförderung und -finanzierung".

Wird international verglichen, dann müssen Probleme im Bereich der Wissenschaftskommunikation in Deutschland konstatiert werden. Seit Jahren wird über Initiativen und Reformen nachgedacht. Getan wird nur wenig. Im Bereich des Wissenschaftsjournalismus ist festzustellen, dass der Ausbau der Wissenschaftsberichterstattung konjunkturabhängig ist. Wissenschaftsjournalismus ist ein Randgebiet des Journalismus. Die Arbeitsweise der Wissenschaftsjournalisten/innen unterscheidet sich von jener der Journalisten/innen in anderen Ressorts. Wissenschaftsjournalisten/innen sind weniger tagesaktuell orientiert. Wird Wissenschaftsberichterstattung nicht eigenständig eingerichtet, dann verändert sich das Profil der Berichterstattung, die Selektionskriterien werden andere. Wird Wissenschaftsberichterstattung eigenständig eingerichtet, wofür der Gesprächspartner plädiert, dann sollte aber eine kritische Grösse nicht unterschritten werden.

Vereinzelte Wissenschaftler/innen erkennen, dass sie selbst mit der Öffentlichkeit kommunizieren müssen und auch können. Nun müssen nicht Wissenschaftler/innen alle grosse Kommunikatoren/innen sein. Die Öffnung zur Öffentlichkeit ist vor allem eine Aufgabe der wissenschaftlichen Institutionen. Es ist von seiten der wissenschaftlichen Institutionen her billig, die Kommunikationsaufgabe einfach an "Übersetzer", also Wissenschaftsjournalisten/innen, zu delegieren. Die Institutionen haben hier eine Aufgabe. Wenn auch zögerlich, ein Umdenken beginnt. Einerseits liegt es an den Institutionen, geeignete Kommunikatoren/innen für den Dialog mit der Öffentlichkeit bereitzustellen und zu fördern. Sicher ist heute noch zu konstatieren, dass ausgewiesene Fähigkeiten zur öffentlichen Kommunikation bei Professoren/innen nicht unbedingt karriereförderlich sind. Aber die kommunikativen Fähigkeiten sollten bei zukünftigen Berufungen eine Rolle spielen. Andererseits sollten die Universitäten wieder zu Foren grosser und wichtiger öffentlicher Debatten werden.

Die Bemühungen um ein public understanding of science sind in den USA und im UK viel weiter entwickelt. Sicherlich hat der radikale Druck auf die Ressourcen im UK eine entscheidende Rolle für den Auf- und Ausbau dieser Aktivitäten gespielt. Vergleichbar radikalen Druck auf die Ressourcen gibt es in Deutschland nicht.

Verschiedene Ansätze zur besseren Einrichtung der Wissenschaftskommunikation in Deutschland können beobachtet werden. Wissenschaftsjournalisten/innen werden in Labors eingeladen. Direkte Begegnungen, zum Beispiel in der Form von Konsensuskonferenzen, zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit werden inszeniert. Allerdings ist darauf zu achten, dass mit sol-

chen Initiativen Schneeball-Effekte erzielt werden. Mit anderen Worten: Diese Formen der Wissenschaftskommunikation bedürfen der besonderen Unterstützung durch Wissenschaftsjournalismus.

Die Beziehung zwischen Wissenschaftlern/innen und Wissenschaftsjournalisten/innen müssen gestärkt und entwickelt werden. Dazu kann auch beitragen, dass jüngere Wissenschaftler/innen in den Redaktionen der publizistischen Medien oder auch in den Pressestellen und Kommunikationsabteilungen Praktika absolvieren. Im Rahmen solcher Initiativen wird erkennbar, dass die Partner andere Denk- und Arbeitsweisen haben.

Das Förderprogramm hat gezeigt, dass mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln grosse Signalwirkungen ausgelöst werden können. Für eine grosse Zahl von Naturwissenschaftlern/innen veranlasste das Förderprogramm den Einstieg in den Wissenschaftsjournalismus. Das Förderprogramm hat zur Stärkung des Selbstwertgefühls unter Wissenschaftsjournalisten/innen und zur Förderung des Prestiges von Wissenschaftsjournalismus beigetragen. Diese Erfolgsgeschichte gilt es öffentlich zu machen. Diese Erfolgsgeschichte muss den Spitzen der Stiftungen, Vereinigungen und Organisationen im Bereich Wissenschaft präsentiert werden mit dem Ziel, dass daraus neue und anschliessende Initiativen für die Förderung der Wissenschaftskommunikation entstehen. Die Bosch Stiftung sollte mit den Ergebnissen der Evaluation einen Workshop für "Generalsekretäre und Präsidenten" veranstalten.

Wir wissen zu wenig, über die Vorstellungen und Einstellungen der Bürger/innen zu Wissenschaft und Technologie. Zwar liegen die Umfragen des Bundesministeriums vor. Doch die Fragen sind allgemein und die Auswertungen selektiv. Es sollte nicht immer nur geklagt werden, die Menschen hätten zu wenig naturwissenschaftliches Wissen und zu wenig Verständnis für Fragen von Wissenschaft und Technologie. Gerade unter der Perspektive des lebenslangen Lernens sollten Vorwürfe an die Institution Schule überdacht werden. Notwendig sind konzertierte Aktionen im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Notwendig ist, dass die Stiftungen, Vereinigungen und Organisationen der Wissenschaft im Bereich der Wissenschaftskommunikation endlich agieren, die Aufgaben definieren, ihre Aktivitäten koordinieren, der Aufgabe endlich den Status zuweisen, der ihr zukommt.

Der Gesprächspartner ist optimistisch. In den nächsten Jahren kann der Wissenschaftsbetrieb nicht einfach auf Ressourcenzuwachs hoffen. Für das öffentliche Verständnis von Wissenschaft und Technologie wird kommunikativ etwas getan werden müssen.